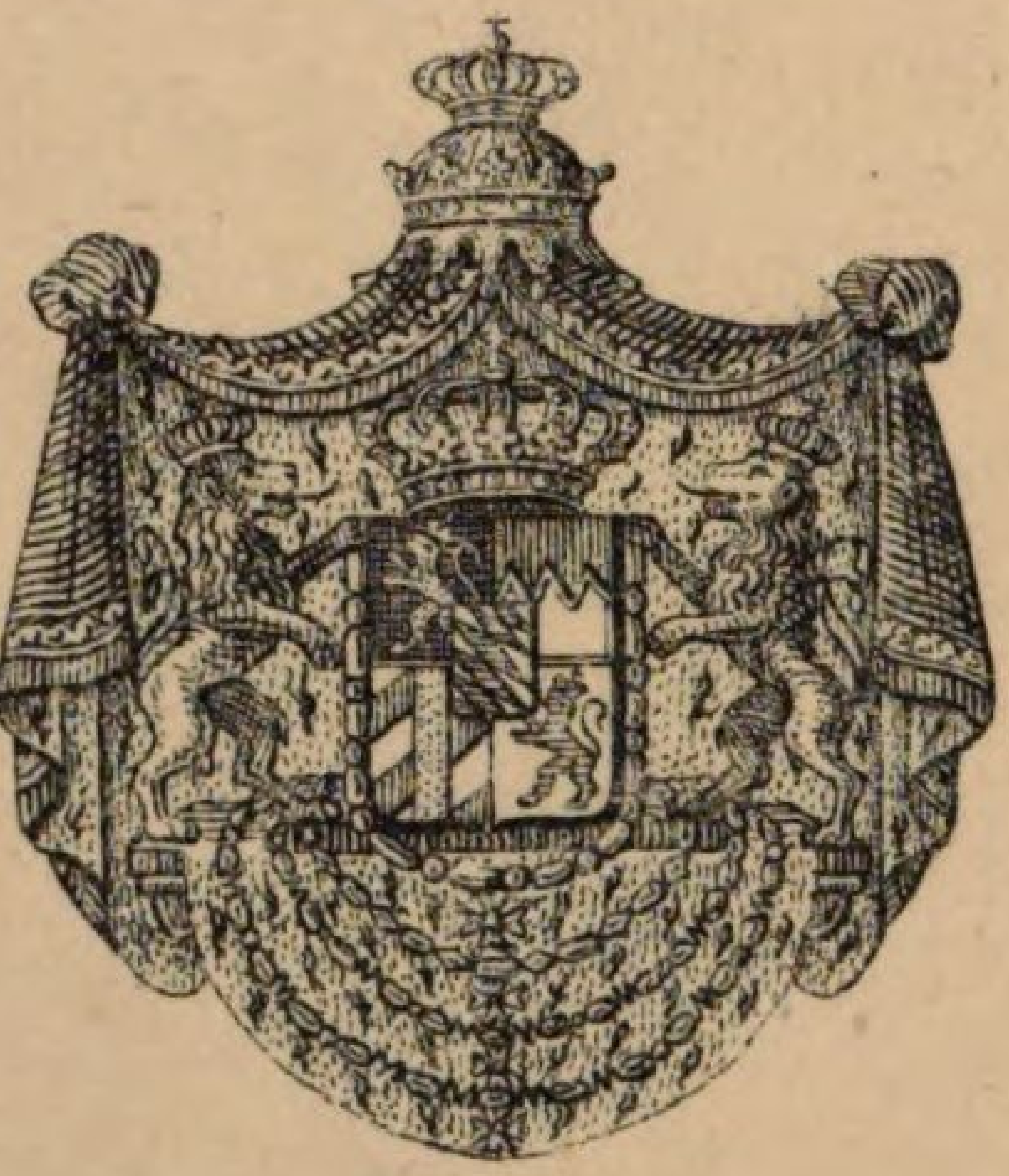
Germ. sp.
201
b

Germ. Sp.
20 Heikens



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Helgoland
und
die Helgolander.

Memorabilien

des

alten Helgolander Schiffscapitains

Hans Frank Heikens.

Herausgegeben

von

Adolf Stahr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Oldenburg, 1844.

Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Ich weiß die folgenden Blätter nicht besser zu bevorworten, als indem ich ihnen einige Mittheilungen aus meinem Helgolander Tagebuche voranschicke, aus welchen man ersehen kann, wie ich mit dem alten Seemanne, der hier zum Erstenmale und der erste seines Landes und Volks als Schriftsteller über beide auftritt, bekannt geworden bin.

Es war im Sommer 1841, wo ich auf dem rothen Felseneilande Heilung von einem langwierigen Halsleiden in dem kräftigen Wellenschlage der Nordsee suchte. Wenn Schläge bessern könnten, so hätte ich mich nicht zu beklagen gehabt, denn das Meer wogte und stürmte fast unaufhörlich, und das kräftige Bad ließ selbst das unerträglich kalte Wetter mit samt dem wochenlang strömenden Regen ertragen, der diese Sommermonate so unkenntlich machte, daß wer sich

nicht aus dem Kalender belehren konnte, einen körperlichen Eid hätte darauf leisten mögen, es sei im tiefsten Spätherbst.

Indessen trotz des vortrefflichen „Wellenschlages", der diese in jedem andern Betrachte höchst ungünstige „Saison" auf Helgoland auszeichnete, fand ich doch die ersehnte Heilung nicht. Dafür aber fand ich zur Entschädigung einen alten Helgolander Seemann, einen ebenso originellen, als tüchtigen Menschen, der mir in den wenigen Wochen ein Freund ward, der mit herzlicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit sich des Kranken, in Verstimmung und Trübsinn versunkenen, annahm, bald mit heiteren Erzählungen und „Schnurren", wie er sie nannte, bald mit kräftigen Trostsprüchen aus dem Schatze reicher Lebenserfahrung mich abwechselnd erheiterte und erbaute, einen Mann, der ohne alle Hülfe einer durch Unterricht und Wissenschaft erworbenen Kultur, allein durch offne Augen und offnen Sinn in der Schule des Lebens sich zu einer Freiheit und Gesundheit der Welt- und Lebensanschauung erhoben hatte, die ihm der Zögling der modernen Kultur wohl oft beneiden mochte. Und dieser Mann war der alte Helgolander Schiffscapitain Hans Frank Heikens.

Ein Zufall führte mich mit ihm zusammen, und wenn ich dies Zusammentreffen hier unter Mittheilung einiger Blätter aus meinem Tagebuche etwas ausführlich erzähle, so denke ich dem Leser einen Dienst zu erweisen, der gewiß, wenn er die Helgolandica gelesen, den Verfasser derselben liebgewonnen haben und ihn gern in seinem Häuschen am flackernden Feuer des Küchenheerdes mit mir besuchen wird. Und gar mancher, der, wenn er dies Büchlein gelesen, den wunderbaren Meeresfelsen Helgoland betritt, wird sich durch meine Erzählung vielleicht am besten überzeugen, daß es nur von ihm abhängt, selbst bei dem alten Heikens einzutreten, und sich über Dies und Jenes von Helgoland und Helgolandischen Dingen von dem heiteren, mittheilsamen Greise in mündlichem Gespräche nähere Auskunft zu verschaffen.

— — Ich war schon acht Tage lang auf Helgoland gewesen, als es mir eines Abends, wo ich durch die Gassen des Städtchens auf dem Oberlande schlenderte, einfiel, daß ich einen Gruß zu bestellen vergessen, welchen mir Freund Theodor von Kobbe an einen alten Helgolander, Hans

Frank Heikens, aufgetragen hatte. Der Zufall wollte es, daß das Häuschen an der Ecke der Kirchhofsgasse, bei dem mir diese Versäumniß einfiel, gerade die Wohnung des zu erfragenden, und die Matrone, welche mir auf meine Frage Bescheid gab, Niemand anders als die Frau Heikens selbst war. Der Mann sei nicht daheim, werde aber bald zurückkommen, und sich gar sehr über meinen Gruß freuen, wenn ich bleiben wollte um ihn selbst auszurichten. Die lebhafte freundliche Art und das ganze Behaben der Alten ließ mich gern ihrem Wunsche, unter ihr Dach zu treten, genügen. Sie führte mich durch ihr ganzes kleines Häuschen, zeigte mir alle Zimmer und Kämmerchen, selbst Bodenraum und Küche, Hof, Brunnen und das spannenlange Gärtchen blieben nicht unbesehen. Mit unglaublicher Lebendigkeit zählte sie die „Herrschaften“ auf, welche nach und nach dort gewohnt, die Art, wie sie zu ihnen gekommen, wie sich die Bekanntschaften auch übers Meer fort erhalten, und wie sie mit gar vielen ihrer frühern Gäste durch Grüße und Bestellungen, oder auch wohl durch sonstige Andenken noch immer in freundschaftlicher Verbindung stehe. Von ihren Kindern erzählte sie dann, die schon alle verheirathet seien, und wie

sie nun mit ihrem Alten allein und ohne Magd lebe, und Gottlob noch Alles in ihrem vorgerückten Alter selbst rüstig und behend betreiben und beschicken könne, Hauswirthschaft und Garten, Feldbau und Abwartung ihrer Schäfchen, und im Sommer auch wohl Bedienung ihrer Gäste, wenn sie ihre Zimmer vermiethe. Wie sie bei dem Allen noch ihren Kindern und Enkeln tapfer zur Hand gehe, und noch zum letzten Winter allein ihre tausend Schellfische eingesalzen und zum Trocknen bereitet habe. Denke Dir eine Gestalt von mittler Größe, in Helgolandischer Frauentracht, enge Jacke über dem rothen Pie, die nur halbbedeckten Arme und Hände in ununterbrochener, lebhaftester Bewegung alle Worte accompagnirend, die heitersten, lebensfrohesten Gesichtszüge unter einer Haube mit steifem Striche gutmüthig schalkhaft hervorschauend, und Du siehst Frau Heikens, die fünfundfunfzigjährige Matrone, leibhaft vor Dir. Ein zinnernes Schnupftabacksdöschen darf nicht fehlen, denn das ist ihre „Herzstärkung", der sie von Zeit zu Zeit fleißig zuspricht.

Mittlerweile war der Mann eingetreten, ein gutes, liebenswürdiges, durch und durch treuherziges Gesicht, mit hellen braunen Augen, schwarzem schon

in's Graue spielendem Haare. Wir schüttelten uns herzlich die Hände, während ich den Gruß meines Freundes anbrachte. „Ja, ja!“ sagte er, „der ist oft bei mir gewesen, voriges Jahr, und hat sich bei mir Raths erholt um unsre Sprache. Er wollte ein Buch schreiben, und ich dachte mir immer, er würde es mir wohl schenken, wie er versprochen. Aber er wird es wohl vergessen haben.“ Ich versprach, ihn daran zu erinnern, wenn ich heim käme. — Da es indessen spät geworden war, trennten wir uns, nachdem ich versprochen hatte meinen Besuch bald zu wiederholen. — Philemon und Baucis auf Helgoland, es ist eine vollständige Idylle.

— Heute gegen Abend ging ich wieder hin. Baucis war allein. Die Stübchen sind mit Bildern verziert, Neapel und den Vesuv, den Hafen von Messina und die Galliot darstellend, als deren Capitain Herr Hans Frank Heikens früher jene Gegenden besucht, und die Bilder von daher zum Andenken mitgebracht hatte. Baucis hatte wieder viel zu erzählen. Ich war auf dem Kirchhofe gewesen und bemerkte: es stürben hier wohl recht wenig Menschen. „Ja,“ sagte sie, „im

Verhältniß freilich wenige. Vor drei Wochen ist der letzte begraben. Aber freilich, gar mancher Helgolander stirbt, der hier nicht begraben liegt. Ich hatte vier Brüder, alle frisch und gesund, und sie alle starben in ihrer Jugendkraft, kaum ein Paar Jahre verheirathet, theils auf der See, wo der eine im Sturm von der Mastspitze in die wilde See fiel, und keine Rettung war, theils von Krankheit geholt in fremden Landen. Ach, meine Eltern haben viel Herzeleid erlebt, denn sie wurden achtzig Jahre alt, und überlebten alle ihre Kinder bis auf mich." Zufällig erwähnte ich des unglücklichen Mädchens, welches vor einigen zwanzig Jahren sich, in Verzweiflung über ihre verlorne Ehre, von dem westlichen Felsrande in die See stürzte — die einzige Selbstmörderin auf Helgoland seit Menschengedenken. Da wurde die Matrone plötzlich sehr ernst, und nach längerem Schweigen erwiederte sie: „ich muß Ihnen nur sagen, Herr, das war meine rechte und einzige Schwester, und den 11. Januar 1813 ist sie in die See gesprungen." „Ach," fuhr sie fort, als ich von diesem unerwarteten Zusammentreffen erschüttert schwieg, „es war die Blume und Krone von Helgoland, so schön war sie, und so viel Thränen, wie um sie, habe ich um nichts

in der Welt mehr vergossen, und davon sind auch wohl meine Augen so schwach.“ Hier erfuhr ich nun umständlich den Hergang dieser unglückseligen, wahrhaft tragischen Geschichte — —.

Unterdessen kam der alte Heikens von seinem Gange nach dem Leuchthurme zurück. „Nun das heißt recht und treulich Wort gehalten,“ rief er aus, als er mich mit biederm Handschlage begrüßte. Bald war ein Gespräch über Helgoland und die Helgolander in vollem Gange. Auf meine Frage: ob er noch an seiner Chronik der letzten funfzig Jahre von Helgoland, von der mir Freund K. erzählt hatte, fortschreibe, erwiederte er: er arbeite immer noch ab und zu daran, nur im letzten Winter sei es zu kalt dazu gewesen, da habe es mit den alten Fingern zum Schreiben nicht fortgewollt. Aber seit dem warmen Wetter schreibe er wieder von Zeit zu Zeit weiter, und zwar erst in „hochdeutscher Sprache“, und dann aus dieser in's Helgolandische übersetzend, denn umgekehrt sei ihm das Hochdeutsche steif und unbeholfen herausgekommen. „Jetzt,“ sagte er, „bin ich bei den Sitten von Helgoland, und das ist gar ein heiklicher Punkt. Denn schreibe ich die Wahrheit, und nur die Wahrheit will ich schreiben, so greife ich manchen an

die Brust, denn es giebt neben vielem Guten auch manches Schlimme auf Helgoland, was mit der Badeanstalt, und noch mehr mit der leidigen Schmuggelzeit über uns gekommen ist.“

Wir kamen auf Einzelnes zu sprechen. „Sehen Sie,“ sagte die Alte, „wenn Sie jetzt in's rothe Wasser*) kommen, da schauen Sie Alles in Staat und Putz, und gar manche von den Eltern der geputzten Famels (Mädchen) hat nicht das Brod im Hause. In Zeugschuhen mit feinen Zwirnstrümpfen tanzen die, und verruiniren in einem Abend mehr als die Eltern in ein Paar Wochen verdienen. Als ich noch eine junge Famel war, da gingen wir freilich auch in's „rothe Wasser“, aber nicht im Sonntagsstaat. Gott bewahre! Nein, verstehen Sie, den schonten wir zum Kirchgang und allerlei heiligen Festtagen. Zum Tanz aber gingen wir in unsern Alltagskleidern, nur eine reine weiße Schürze vorgethan; und unsere Tanzschuhe das waren alte Socken, unter die setzten wir selbst Sohlen von Segeltuch, und dazu unsere hölzernen Pantoffeln, so flach sie

---

*) Der Tanzort der Helgolander, ein Wirthshaus im Oberlande.

nur sein konnten, das gab einen lustigen Tanz.“ So redete sie noch Manches von der guten alten sparsamen Zeit, wobei es an Vergleichen mit der heutigen Putzsucht und Hoffahrt nicht fehlte, und der alte Heikens bestätigte ihre Rede:

„Ja, ja, Herr,“ sagte er, „so ist es, und das ist die reine Wahrheit. Davon kommt es auch, daß so viele fremde Mädchen in Dienst auf Helgoland sind, weil die Famels nicht dienen wollen. Lieber essen sie trocknes Brod und schlafen auf Stroh, als daß sie in Dienst gingen, wo sie's besser haben, aber nicht alle Wochen in's rothe Wasser gehen und nachher lustwandeln können nach Plaisir. Und gar manche von den Alten sind Schuld, die das leiden und bestärken. Da war wohl mancher Vater, der mich um eine alte Jacke ansprach, und seine Tochter ging indeß in Zeugschuhen in's rothe Wasser, oder gar da unten in den „Salon“, was denn ganz nichts werth ist. Aber ich trage meine alte Seemannsjacke selbst, wenn ich unter meinen Kartoffeln arbeite, oder im schlechten Wetter ausgehe mit meinem alten Hut hier, der hundert Falten und Kniffe hat. Auch in kein Wirthshaus geh' ich nicht, sondern wenn ich nicht lese oder schreibe, da ist mein Weg und Gang

nach dem Leuchtthurme, und da discourire ich über Wind und Wetter, und luge mit dem Kiecker (Fernrohr) nach den Schiffen, zähle wie viel Segel sie haben, und raisonnire mit dem Manne auf dem Leuchtthurme, wie sie gestellt sind, ob gut oder schlecht. Das ist so mein Vergnügen. — Vor ein Paar Jahren ging ich mal in das Wirthshaus drüben, um den Wirth zu sprechen. Da saß alles voll junger Burschen und Knaben, die mich anstarrten, und wußten kaum ob sie aufstehen sollten vor mir altem Mann, und mir einen Stuhl anbieten, bis es denn doch endlich einer that. Das war sonst anders auf Helgoland!" —

— Mein alter Freund hat nur den allerdürftigsten Schulunterricht genossen. Etwas Lesen und noch weniger Schreiben ist Alles, was ihm sein Knabenunterricht mit auf den Weg in's Leben gab, und auch diese unschätzbaren „Naturgaben", wie sie ein Shakspearescher Rüpel nennt, hat er in seinen alten Tagen erst wieder erneuern müssen, um etwas von ihnen zu haben. Auf meine Frage nach der Geschichte seiner Kinderjahre berichtete er mir Folgendes. Seine Abstammung sei soweit er seine „Vorfahren"

verfolgen könne, rein Helgolandischen Blutes. „Mein Vater, Landesquartiermeister und Schiffer einer kleinen Schnigge, mit welcher er Fahrten nach Hamburg und andern Küstenorten machte, starb als ich kaum sechs Wochen alt war. Im Begriffe eine Fahrt zu unternehmen, ward er so krank, daß er vom Schiffe zurück an's Land gebracht werden mußte. Als er nach einigen Tagen seinen Tod herannahen fühlte, ließ er seine nächsten Freunde, die alle Seemänner waren, an sein Bett kommen, und empfahl ihnen mich, den einzigen Sohn (ich hatte noch drei Schwestern), auf das eindringlichste. Darauf starb er, und ließ meine Mutter nebst den vier Waisen in so großer Dürftigkeit zurück, daß nicht einmal das Schulgeld, welches damals für Lesen 12, für Schreiben 12 und für Rechnen gleichfalls 12 Schillinge betrug, für mich aufgebracht werden konnte. So wuchs ich denn bis zu meinem zwölften Jahre fast in wildem Zustande auf, denn nur etwas Leseunterricht hatte meine Mutter für mich erschwingen könne. Die Freunde meines Vaters, denen er mich sterbend empfohlen hatte, konnten, da sie selbst unvermögend waren, nichts für mich thun, als hie und da im Stillen ein Auge auf mich haben. Das thaten sie

denn auch, und da sie mir zum Theil nicht einmal bekannt waren, so passirte es wohl, daß ich, wenn ich Bubenstreiche am Strande auszuführen im Begriff war, unversehens Ohrfeigen von einem mir wildfremden Menschen erhielt, was mich denn nach und nach vorsichtig und behutsam machte. Mit dem dreizehnten Jahre mußte ich dann als Schiffsjunge zur See und kam unter strengere Aufsicht. Um diese Zeit erwachte in mir eine unbeschreibliche Wißbegierde, die ich aus Mangel an allen Schulkenntnissen nicht zu befriedigen vermochte. Alles, was ich jetzt auf meinen Seetouren hörte und sah, war mir neu und fremd; ich fing an mich meiner Unwissenheit zu schämen, und der erste Gebrauch, den ich von meinem verdienten Gelde machte, bestand darin, daß ich Privatunterricht im Schreiben und Rechnen nahm." Seiner Leselust kam dann der Prediger zur Hülfe, der Bücher für weniges Geld zum Lesen auslieh, und ihn besonders auf Reisebeschreibungen und ähnliche gute Bücher hinwies, auf deren Lectüre er jede müßige Stunde verwendete. Uebrigens waren Fischerei und Seefahrt, zuletzt als Capitain eines Schiffes unter Hamburger Flagge, sein Lebenswerk, und ein frischer Muth, Fleiß und Sparsamkeit führten ihn zu einem

Alter, dem wenigstens Sorge und Noth für die ersten Bedürfnisse fern sind. Dazu schenkte ihm der Himmel eine Lebensgefährtin, die Liebe seiner Jugend und die Freude seines Alters. Vor 40 Jahren hatte sie ihren Hans Frank geheirathet. Ich erzählte ihr, wie lange wir „gewartet“. „Ja,“ versetzte sie, „das ist so bei den vornehmen Leuten von wegen des Auskommens. Aber hier nimmt sich, was sich liebt, und fragt nicht groß erst nach der Ausstattung. Da heißt's: Hier nimm dein Bett, Famel, und nun geh und arbeite! Das hab' ich denn auch redlich gethan, ich hab' zu Rathe gehalten und mein Mann hat verdient.“ — Mancherlei Prüfungen haben sie bestanden: Einst war der Mann tödtlich erkrankt am Nervenfieber auf seinem Schiff in Hamburg angekommen, da war sie zu ihm geeilt, hatte ihn gepflegt, und ihn zuletzt in ein Matrosenquartier der Vorstadt bringen lassen, wo sie unter Schwarzen und Weißen aller Länder wohl Monate lang seiner gewartet, bis es besser mit ihm geworden.

Als ich heute seiner Memorabilien gedachte, wie ich seine chronikartigen Aufzeichnungen über Helgoland und die Helgolander während der letzten fünfzig Jahre nenne, schlug er vor, mir, der ich doch wenig reden

dürfe, um die kranke Stimme zu schonen, alle Tage aus demselben etwas vorzulesen. Mir war das sehr erwünscht, und ich bat ihn, gleich heute damit anzufangen. Wunderbar berührte mich hier eine gewisse Naivetät der Darstellungsform, die hier und da in ihrer Ursprünglichkeit an das Antike erinnert. Sein Hochdeutsch, erst spät und mühsam, theils im Verkehr mit den verschiedensten Menschen, theils aus der buntesten Lectüre erlernt, ist steif, roh und eckig, voll zerbrochener oder halbumgebogener Constructionen, unperiodisch und voll Anakoluthieen, zum Theil abhängig von seiner ungefügigen Muttersprache. In der That, dieser Mann als Schriftsteller und Poet — denn er ist auch Dichter — ist eine eigenthümliche Erscheinung, die vielleicht in ganz Deutschland ihres Gleichen nicht hat. Seine Muttersprache, in welcher er diese Aufzeichnungen begonnen hat, und aus welcher sie dann auf der gegenüberstehenden Seite in's Deutsche übersetzte (jetzt macht er's umgekehrt), ist ein wunderlich rohes Gemisch, aus friesischen, englischen, niederdeutschen Bestandtheilen zusammengesetzt, mit manchem Flickwerk hochdeutscher Ausdrucke im Einzelnen ausstaffirt. Sie war nie Schriftsprache, nichts ist in ihr gedruckt, und jetzt ist sie im Sterben, just

wie das ächte alte „Platt“ meiner Uckermärkischen Heimath. Er selbst gesteht, viele einzelne Ausdrücke der alten ächten „Helgolander Sprache“ nur noch älteren Leuten als er, namentlich Greisinnen, abgelauscht zu haben. Denn die Frauensleute, bemerkte er, bewahren das Alte in Sprache wie in Sitte noch am reinsten und längsten. Die Männer, in den verschiedensten Diensten und Ländern umgetrieben, mit allen Nationen in Berührung kommend, verlieren viel an ihrer eignen Sprache. Bis zu Anfange dieses Jahrhunderts Dänisch, wurden sie 1807 englische Unterthanen. Die darauf folgende Schmuggelzeit brachte die verschiedensten Nationen hieher, und der rothe Felsen wurde zu einem Babel, auf dem alle Mundarten und Sprachen durcheinander schwirrten. Dann kam die Badeanstalt mit ihren, auch für die Sprache zersetzenden und zerstörenden Einflüssen. Unter all diesen Verhältnissen und Einwirkungen ist der Alte aufgewachsen, hat sie an sich empfunden, und seine Chronik spiegelt sie getreulich wieder.

Soweit meine Tagebuchsnotizen. Als ich Helgoland verließ, mußte ich dem Alten versprechen, ihm zu schreiben. Er dagegen versprach mir seine Memorabilien fortzusetzen, damit ich bei meiner Wiederkehr im nächsten Jahre sie vollständig mit ihm durchnehmen könnte. Umstände verhinderten mich am Wiederbesuch der Insel. Da schickte er mir nach Verlauf eines Jahres seine sämmtlichen „Scripturen“, um damit nach Gutdünken zu verfahren, falls sich ein Verleger finden sollte. Ich theilte die Handschrift einigen Freunden mit, und ihr dringendes Zureden bestärkte mich in meinem Entschlusse, sie durch den Druck bekannt zu machen. Wie ich bei meiner Redaction verfahren, ist mit wenigen Worten gesagt. Ich beschränkte mich lediglich auf einige wenige stylistische Aenderungen, um hier und da einer schwerfälligen Periode oder einer aufgegebenen Construction nachzuhelfen, somit dies ohne das eigenthümliche, naive Gepräge der Darstellung zu verwischen, geschehen mochte. Von dem Helgolandischen nahm ich nur einzelne Ausdrücke in Text und Noten auf. Wie schon gesagt, hat der Verfasser nur einen Theil seiner Aufzeichnungen neben der hochdeutschen auch in

Helgolander Mundart niedergeschrieben. Was davon in meinen Händen ist, steht einem Sprachforscher, den diese Reste altfriesischer Sprache interessiren, gern zu Diensten.

Uebrigens möchte es einer besondern Versicherung, daß der Herausgeber sich aller Eigenmächtigkeit des Verfahrens enthalten habe, kaum bedürfen. Der Leser wird sich auf den ersten Blick überzeugen, daß er hier das unverfälschte Bild eines rein naturalistischen Produzirens vor Augen hat, dem jede Spur künstlerischer Berechnung fehlt. Und dennoch soll damit nicht gesagt sein, daß es dem Büchlein an einer Tendenz gebreche. Es ist das durchgehende Streben des Verfassers, seine Landsleute als das zu schildern, was sie sind, und sie zugleich mit demjenigen Maaße zu messen, welches ihre ganz eigenthümliche Lage an die Hand giebt. Wir finden daher hier keine Spur jener hohlen idealisirenden Ueberschwenglichkeit, die aus den Helgolandern Gott weiß was für Albumsfiguren zusammengepinselt hat. Es sind diese rauhen, und doch dabei schlauen, kaltverständigen, poesielosen, und dennoch auch bei Gelegenheit warmherzigen Kinder des Meeres selbst, deren Bild und Charak-

ter, deren Sitten und Lebensgewohnheiten, deren seemännische Betriebsamkeit und kühne Todesverachtung hier ein Helgolander selbst wahrheitsgetreu schildert, und zwar so schildert, daß diese ihre Eigenthümlichkeiten aus den Handlungen und Vorgängen, Sitten und Einrichtungen selbst hervorgehen. Er verschweigt auch die Fehler und Schattenseiten seiner Landsleute nicht, aber er entschuldigt sie, indem er ihr Entstehen erklärt, und wo er sie nicht vertreten kann, da weiß er liebevoll zur Aenderung aufzufordern, ohne irgend dem patriotischen Gefühle der Heimathgenossen zu nahe zu treten. Denn er liebt das kleine Fleckchen Erde, welches sein Heimathland ausmacht, mit einer Innigkeit, wie ich sie nur bei den Helgolandern in diesem Maaße gefunden habe.

Der alte Hans Frank ist auch Poet. Seine scharfe Beobachtungsgabe, seine Neigung zum reflectirenden Nachdenken über Welt und Menschen, über Natur und Lebensereignisse, seine „Lust zu fabuliren", rangen und strebten nach Ausdruck durch Klang und Tonfall einer Sprache, deren Wirkungen er beim Lesen poetischer Erzeugnisse, wie sie ihm zur Hand kamen, auf das lebendigste empfunden hatte. Den

ersten unabweisbaren Drang, seinen Gefühlen und Empfindungen durch poetische Ergüsse Luft zu machen, empfand er jedoch erst spät, und namentlich war es, wie er mir erzählte, der Anblick des Südens, insbesondere Neapels und des Vesuvs, welcher diese Wirkung auf ihn machte. Eines seiner frühesten Gedichte waren Betrachtungen über Ausbruch des „Vesuvs“, durch welchen die drei altrömischen Städte zerstört wurden. Die ungeheure Schwierigkeit, welche ihm die hochdeutsche Sprache bei diesem Produciren in den Weg legte, schreckte ihn nicht ab, sich derselben vorzugsweise zu bedienen, und unter einer großen Anzahl von Gedichten, welche vor mir liegen, sind bei weitem die meisten in derselben verfaßt. Hier zeigt sich nun in der Form der merkwürdigste Widerstreit. Alles, was Reim und Rhythmus, Vers- und Strophenbau betrifft, kann man zum Theil gelungen nennen, und überall zeigt sich ein feines Ohr für Tonfall, Wohllaut und Ebenmaaß. Dagegen ist das Grammatische und der Sprachgebrauch oft auf das Gewaltsamste in Construction, Satzfügung und Wortbildung verletzt, und es ist fast rührend anzusehen, wie der Alte mit dem spröden Sprachstoffe kämpfend

und ringend sich abmüht, dem Empfundenen und Gefühlten den Ausdruck und das Leben des Worts zu verschaffen. Aus diesem Grunde ist denn auch eine vollständige Mittheilung dieser in ihrer Art so eigenthümlichen Poesien kaum möglich. Es bedürfte dazu einer durchgehenden Ueberarbeitung, die dann doch wieder dem Originale gar Manches von seiner ursprünglichen Naivetät und Frische abstreifen würde. Was den Inhalt betrifft, so ist er von der höchsten Mannigfaltigkeit. Alles, was das Leben der Bewohner von Helgoland berührt, ihr Fischergewerbe, ihre Seegefahren, der wechselnde Einfluß der Jahreszeiten auf beides, das bunte Leben der Badegäste, der Felsen selbst und seine Schicksale, kurz ein großer Theil von demjenigen, dessen prosaische Darstellung die folgenden Blätter enthalten, giebt ihm Gelegenheit zu poetischer Schilderung. Dazu kommen Festgesänge und Gedichte an Befreundete, an Enkel und Enkelinnen, Rückblicke auf eigenen Lebensgang, und religiöse Reflexionen, mitunter auch wohl ein Ansatz zur Romanze, Abschied und Wiedersehn von Liebenden, aber alles in der nationalen Färbung Helgolandischer Verhältnisse. Ganz allerliebst

aber sind einige zwischen Fabel und humoristischer Erzählung stehende „Schnurren“, wie er sie nennt, die auf eine moralische Lehre oder auf einen Erfahrungssatz der Lebensklugheit hinauszulaufen pflegen. Vielleicht läßt sich davon bei anderer Gelegenheit etwas mittheilen.

Oldenburg, den 22. October 1843.

Adolf Stahr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Kap. I.

Gefahren des Erwerbs der Helgolander als Lootsen und braves Benehmen derselben bei Schiffbrüchen. — Wie die Helgolander ihr Leben um einen Hund wagen. — Schiffbruch eines Englischen und eines Bremer Schiffes. — Warum der Autor nicht von eigenen Seefahrten erzählen mag. —

So lange ich denken mag, hat unser Erwerb im Fischen und Lootsen bestanden. Es waren Zeiten, daß unsere Rhede voll war von großen und kleinen Schiffen. Da wurde bei Sturmwetter viel verdient, was uns die Wintertage den Kopf oben hielt. Im guten Wetter aber ging man auf den Fischfang. So hatten wir immer unser Brod, und lebten glücklich, bis zu der Zeit, als die Elbe von den Engländern blokirt ward. Da kam unser Land noch mehr in Aufnahme, weil die Schiffe nun in den Eiderfluß fahren mußten. Denn die Eider war gefährlicher als die Elbe, und hatte mehr Sandbänke. Darum wurden große Summen Lootsengeld bezahlt, so daß wir unsere Häuser und Wohnungen besser einrichten konnten. Allein mit dem vielen Geld riß

auch Staat und Pracht ein, und Jeder wollte in stattlichen Kleidern gehen.

In dem harten Winter zwischen 1805 und 1806 lagen hier mehrere Schiffe im Hafen. Einige hatten schon drei Monate gelegen, und unter diesen war auch eine Preußische Brigg, Kapitain Jahnholz von Stettin. Der Kapitain nahm, so lang er hier lag, jede Nacht einen Lootsen mit an Bord, wenn ihm allenfalls ein Ankertau abreißen sollte, oder ihm sonst Etwas überkäme. Doch einmal, am Mittage, brach das Schiff los. Der andere oder beßte Anker mußte vom Bug geworfen werden, aber noch ehe er einfaßte, brach die Ankerhand ab, und das Schiff schlug auf die Klippen. Das Meer war wüthend; es wehte ein fliegender Sturm. Allenthalben Brandung. Es sah sich nicht anders an, als wenn Alles mit Mann und Maus verloren gehen sollte. Jammernd und händeringend standen die Frau und Kinder des Lootsen am Falm, und sahen ihren Vater in der Noth, keine Aussicht, sein Leben zu retten. Aber unser junges Volk schliefen *) nicht. Im Nu waren drei Ruderboote vom

*) Ich gebe ungern den Plural „schliefen" auf, der bloß unserer heutigen Schriftsprache nicht geläufig ist. Luthers Bibelsprache entspricht er ganz und gar.

A. d. H.

Strande abgelöst, und dann nach den Klippen hin, daß der Staub vom Seewasser vorne über und hinten über Bord ging. Das Schiff saß mitten in der Brandung. Das erste von den Ruderböten wagte sich hindurch, und kam so nahe zum Hintertheil des Schiffs oder Häcke, wie es in unserer Sprache heißt, daß der Lootse von da frei hinab in das Ruderboot sprang. In dem Augenblicke aber jagte eine so schwere Sturzwelle an, daß das Boot bis unter die Ruderbänke voll Wasser schlug. Dadurch war es gezwungen, an seine eigene Rettung zu denken. Nun setzte das zweite Ruderboot durch die Brandung. Es kam dem Schiffe so nahe, daß es eine Leine überwerfen konnte, und ruderte dann aus der Brandung wieder hinweg. Das eine Ende der Leine war im Schiff befestigt, das andere Ende hatten sie im Ruderboote. Auf diese Art dachten sie die Schiffsmannschaft zu retten. Der Kapitain machte zuerst die Leine um seinen Leib, und sprang über Bord. Er wurde ungefähr dreißig Faden oder Klafter weit durch das Wasser geholt, und so halb todt in das Ruderboot gebracht. Dann kam die Reihe an den Steuermann. Er machte es eben so wie der Kapitain, und so auch noch zwei Andere von der Schiffsmannschaft. Da fiel der Vormast. Das Schiff borst aus einander, die schweren Sturzwellen schlugen

ununterbrochen über das Wrack hin, das Hintertheil allein blieb sitzen. Die vier Mann, die noch an Bord waren, liefen nach dem Hintertheil zu, als sie sahen, daß das Schiff aus einander ging, und schnitten den Häckhänger los. Dies ist das kleine Boot, das hinten über den Spiegel aufgehängt wird. In diesem Boote kamen drei Matrosen glücklich über. Der vierte Mann war der Koch. Den traf aber ein Schlag von dem Gieckbaum (so heißt der Mast, woran das große Hintersegel befestigt ist) in's Genick, daß er betäubt wurde und über Bord fiel. Der Hund, die Gefahr einsehend, sprang zu allerletzt noch über in's Boot. Und so trieben sie mitten in die Brandung hinein, ohne Ruder. Das dritte Ruderboot, welches auf Reserve postirt war, wurde das kleine Boot mitten in der Brandung gewahr, setzte im Nu darnach hin, nahm die drei Mann über und ruderte, was es konnte, um wieder aus der Brandung zu kommen. Der Hund, wie er sah, daß er allein in dem Boot blieb, fing er zu heulen an, und kroch von einer Bank zur anderen, bitterlich schreiend, ihn doch auch mitzunehmen. Aber das Rudervolk, da sie den Hund gewahrten, kehrten sie wieder um, setzten noch einmal durch die Brandung hin, und retteten den Hund. Die drei Matrosen wußten sich nicht zu fassen, wie sie das brave Benehmen der Ruder-

mannschaft sahen. Es war ihnen unbegreiflich, daß da Leute sein könnten, die ihr Leben um einen Hund wagten.

So wurden sie mit großer Gefahr, die sieben Mann und auch der Hund, gerettet. Der Koch allein mußte im Wasser bleiben. Als die drei Ruderboote mit der geborgenen Mannschaft an's Land kamen, stand der Strand voll Menschen. Sie hofften, daß die ganze Mannschaft sollte geborgen sein. Von Allen wurde der arme Koch bedauert, doch war es eine Freude, daß die Uebrigen alle mit zurückgebracht wurden. Der Kapitain war schon so weit weg, daß sie ihn führen mußten. Aber nun fehlte es nicht mehr an Hülfe. Der Arzt war gleich bei der Hand, und Alles lief, um den Geretteten trockene Kleider anzubieten, so daß sie im Augenblick mit dem Nöthigsten versehen waren.

Solche Gefahren, wie die im Vorigen erzählte, giebt es hier viel, und oft sind wir Augenzeugen von großer Noth. Einmal segelte ein Englisches Schiff, mit Steinkohlen beladen, auf die Klippen, es wurde leck und sank gleich wie ein Stein zu Grunde. Die Mannschaft sprangen in das Boot, machten im Sinken noch eine Liene, das ist ein kleines dünnes Tau, hinten am Schiffe fest, und lagen davor so lange, bis das Ruderboot von Helgoland kam und sie rettete.

Solche unglückliche Zufälle treffen insgemein gerne ein, wenn es Sturmwind weht *), und die Schiffsbesatzung sich nicht mit dem Schiffsboote selbst helfen können, manchmal Meilenwegs von unserm Lande **) ab passiren, und dann in den langen Nächten die Nothsignale wegen des dunklen Wetters nicht zu sehen sind.

Zu der Zeit, da unser Eiland schon von den Engländern besetzt war, segelte ein Englisches Schiff, von London kommend, mit Stückgütern beladen, auf die Klippen. Das Schiff stieß so schwer auf, daß es in kurzer Zeit leck wurde, so daß es sank. Glücklicherweise blieben die Toppen (Spitzen) von den Masten über dem Wasser stehen. Die Schiffsmannschaft kletterten auf die Toppen hinauf, und hielten oder banden sich an denselben fest, bis ein Helgolander Ruderboot kam und sie rettete. Das Schiff saß eine gute Meile vom Lande ab. Es wehete schrecklich. Die Vorsteher des Landes ließen ausrufen, um Freiwillige zu ersuchen, Menschenleben zu retten, und versprachen gute Belohnung. Kaum war das Ausrufen geschehen, da kamen achtzehn fixe junge Kerls, und rissen

---

*) Im Helgolandischen: „Wenn däk en Sturm weiht.“
D. H.

**) „van net Lünn.“ Die Helgolander nennen bekanntlich ihre Insel kurzweg „das Land“ (het Lünn).
D. H.

ein Ruderboot ab vom Strande, setzten durch die thurmhohe Barleng (Brandung) hin, und retteten die ganze Schiffsmannschaft. Die Landeskasse mußte Alles bezahlen, indem nichts von der Ladung geborgen wurde. Jeder Mann erhielt fünfundzwanzig Reichsthaler ausbezahlt. Hätte die reiche Ladung geborgen werden können, dann hätte die Landeskasse den dritten Theil davon erhalten, was die Strandrechte uns von alten Zeiten her zugesagt haben. —

Ich könnte wohl noch von vielen solchen Unglücksfällen berichten, aber um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur noch das Schicksal eines Bremer Schiffs erzählen. Dieses Schiff, eine Galliot, von Bordeaux nach Bremen bestimmt, mit einer Ladung von mehreren hundert Oxhoften Wein, lag im Nordhafen der Insel vor Anker, ohne Lootsen an Bord, weil der Kapitain keine haben wollte. Die Nacht kam heran, es fing ein Sturm zu wehen an; große, pechschwarze Boyen *) machten es so dunkel, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Auf einmal hieß es, daß ein Nothfeuer im Nordhafen brenne; das Bremer Schiff hatte ein Nothfeuer hängen. Die Lootsen fuhren sogleich mit einem Ruderboot aus. Unter der Zeit,, oder während

*) Boyen (Böen), helgolandisch: „Kärken,“ Sturm- und Gewitterwolken.

dem daß die Lootsen sich rüsteten, ging das Signalfeuer aus. Dennoch fuhren die Lootsen nach der Stelle hin, wo die Signale verschwunden waren. Wie sie dahin kamen, lag das Schiff umgeschlagen auf der Seite. Das Volk (Schiffsmannschaft) war auf die andere Seite geklettert, und hielten sich darauf fest, mit dem halben Leibe über Wasser, und machten Geschrei, um Rettung herbeizurufen. Diese kam denn auch durch das Lootsenboot; aber den Kapitan fanden sie nicht. Er war in die Cajüte hinab gegangen, eben zuvor als das Schiff umschlug, und da er nicht wieder herauf kam, so mußte er in der Cajüte ertrinken. Die Schiffsmannschaft wurde an's Land gebracht, mit trocknen Kleidern und gutem Essen und Trinken verpflegt, damit sie sich wieder erholen konnten, um nach dem festen Wall (Lande) zu kommen. Von Schiff und Ladung wurde nichts geborgen — als ein Ankertau.

Solche abenteuerliche Stücke könnte ich Ihnen noch viele vortragen, wenn ich nicht befürchten müßte, Ihnen langweilig zu werden, was ich doch nicht gern möchte. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich von Jugend auf Seemann gewesen bin, und anders nichts gelernt habe, als was dazu nöthig ist. Dadurch ist es mir am liebsten, von solchen Dingen zu sprechen. Vielleicht leben

wir noch etwas länger mit einander, und sollte diese erste Probe hier Ihnen gefallen, dann können wir weiter fortfahren, so es Ihnen recht ist. Denn von Zufällen auf der See könnte ich Ihnen noch viele Bogen voll schreiben. Aber von meinen eigenen Seefahrten mag ich Ihnen nichts mittheilen. Denn wenn ich auch, der Wahrheit treu bliebe, so schreckt mich doch das Sprichwort ab, daß Eigenruhm stinkt. Da möchte ich mich denn also nicht bloß geben, von mir selbst zu schreiben. Unser kleines Eiland hat Ursachen genug, die Feder zu rühren, vor allen für solche Leute, die da über sein mögen, und denen damit gedient ist.

Lieber will ich noch ein Paar andere Fälle von verunglückten Schiffen erzählen, die sich ganz kürzlich hier zugetragen haben, und die beweisen können, wie wichtig Helgoland für die Nordseeschiffahrt ist, um Menschen und Schiffe zu retten. Im November 1841 kam hier ein Schiff unter russischer Flagge, hundertdreißig Lasten stark, von Petersburg nach Holland bestimmt, mit einer Ladung Roggen und einigen Packen Hanf. Es hatte seinen Hintermast wegen schweren Sturm und eines starken Lecks schon in der Nordsee kappen müssen, und kam mit Nothsignalen hier in Gesicht. Das Lootsenboot eilte demselben sogleich entgegen. Da dasselbe wegen des

hohen Wogenganges nicht zu der Stelle, an welcher sich das Schiff befand, hinkommen konnte, so setzte es eine Flagge an die Mastspitze, um dem Schiffe dadurch anzuzeigen, daß es zu ihm hinsteuern möchte. Allein da das Schiff sich schon im sinkenden Zustande befand, so steuerte oder trieb es vielmehr grade auf die Insel zu, mitten in die ungeheure Brandung hinein, und blieb zu Westen der Insel an der äußersten Klippenreihe festsitzen, wo die wildschäumenden Wellen unaufhörlich über das Schiff schlugen. Als man dieses von der Insel gewahrte, eilten zwei Ruderböte, jedes mit sechzehn Mann besetzt, zur Rettung der Mannschaft des Schiffes durch die furchtbar brausenden Wellen. Sie fanden nur noch drei Mann im Schiffe, indem sich die übrigen sechs Mann schon mit dem Schiffsboot an die Westseite der Insel dem schroffen Strande zu, geflüchtet hatten. Da nun aller Anstrengung ungeachtet das Ruderboot wegen der höher steigenden Fluth und den dadurch furchtbar vermehrten Wellenschlag nicht an die Seite des Schiffes kommen konnte, so rief man der Mannschaft im Schiffe zu, sich nach dem Vordertheile des Schiffes, nahe dem Bugspriet zu begeben, um sie alsdann in den Zwischenpausen der wüthenden Wellen in's Boot zu ziehen. Der Steuermann kletterte an den, am Vorsteven des Schiffes

hangenden großen Anker, und hielt sich an dessen Stock fest, so das Ruderboot erwartend. Als dasselbe nun den Augenblick wahrnahm, durch die Wellen an den Vorsteven heranzurudern, sprang der Schiffsjunge, welcher sich hinter dem Steuermann an Tauen festhielt, über den Kopf des Steuermanns mit einem kühnen Sprunge ohne Schaden zu leiden in das Boot, und war so der erste, der sich durch seine kühne und rasche That gerettet sah. Doch nach wiederholten Ansätzen des Ruderboots wurden auch die beiden andern glücklich gerettet. Eine große Anzahl hiesiger Einwohner standen oben am Rande des Felsens und waren Augenzeugen des schauervollen Ereignisses. Das zweite Ruderboot nahm die früher Geflüchteten auf, und brachte alle glücklich an's Land. Schiff und Ladung gingen total verloren, und nur einige Seegel und Tauwerk wurden geborgen.

Bald darauf im November, kam hier ein Schiff unter Hamburger Flagge und signalisirte um Lootsen. Das Lootsenboot segelte sogleich ab; der Wind wehte stark; die hochthürmenden Wogen, durch den umlaufenden Sturmwind gejagt, schlugen mit furchtbarer Kraft an das Schiff, und eine große Sturzwelle, die sich an der Seite des Schiffes brach, faßte dasselbe mit so schrecklicher Gewalt, daß es sich auf die Seite legte, so daß

die Welle über das Schiff hinwegrollte, und auf der andern Seite sich wieder mit dem Meere verband. Glücklicherweise erhob sich das Schiff wieder nach dem Wurf, aber einen Matrosen hatte die Welle mitgenommen, und er ward nicht mehr gesehen. Das Schiff kam von **Port au Prince** und hatte dort durch das ungesunde Klima schon drei Mann eingebüßt, so daß nur noch vier Mann auf demselben waren, als das Lootsenboot an Bord kam und zwei Lootsen übersetzte, welche das Schiff für 70 Thaler in die Elbe brachten. In denselben Tagen fanden unsere Fischer ein kleines Norwegisches Schiff, entmastet und herrenlos, voll Wasser auf dem Meere treibend. Eine hiesige Schnigge (größeres Helgolander Schiff) nahm es ins Schlepptau, und brachte es an das Land. Es hatte Bretter geladen, die es über dem Wasser gehalten, so daß es nicht sinken konnte.

Kap. II.

Die Elbblokade 1806. — Erschwerung des Fischereibetriebes der Helgolander. — Erste Zeiten der Englischen Besitznahme. — Die Schmuggelzeit, damalige Preise der Lebensbedürfnisse. — Trauriger Zustand nach dieser Zeit. —

Anno achtzehnhundert und sechs, als die Elbe und Weser von den Engländern blokirt wurde, hatten wir doch mit unsern Fischen, um sie nach Hamburg und Bremen an den Markt zu bringen, freie Fahrt von den Engländern. Allein sobald uns die Franzosen im Gesicht fanden, wurden wir angehalten und uns die Seele aus dem Leibe gefragt: um einen Paß, was wir geladen hätten, wo wir hin wollten, wo wir zu Hause gehörten, und ob wir keine Papiere bei uns hätten. Manchmal gedachten wir, ihnen auszuweichen; dann regnete es Kugeln über unser Haupt hin, und kriegten sie uns dann zu fassen, dann kamen wir einige Stunden in Arrest, und es wurde dann der Höchst-Commandirenden Ordre eingeholt, was mit uns anzufangen sei, weil wir nicht nach ihrem Schie-

ßen gehört und ihnen keine Folge geleistet hätten. Gewöhnlich kamen wir dann mit einem Verweise frei, aber uns deuchte es doch, daß uns ein großes Unrecht widerfuhr. Denn wir meinten, ein Fischer wäre so frei wie ein Vogel in der Luft. Von Kriegsangelegenheiten wußten wir nichts, und konnten es auch nicht. Ueberhaupt kam es uns sonderbar vor, daß Andere über unser Eigenthum zu sagen und zu herrschen haben wollten. Wir lebten auf unserm kleinen Eilande glücklich und zufrieden, fischten unser Brod aus dem Meere, bevortheilten keinen Menschen, waren Tag und Nacht auf dem Meere, thaten Keinem Unrecht, arbeiteten für Weib und Kinder soviel wie möglich, um ehrlich durch zu kommen, und bei all unserm Streben nach Verdienst wollten die Franzosen uns hinderlich sein. Das konnten wir gar nicht verstehen. Allein wir mußten doch als arme und kleine Leute nachgeben, wenn wir unsere Fischfahrt behalten wollten.

So überraschte uns das Jahr achtzehnhundert und sieben. Dänemark kam in Krieg mit England. Wir wurden von den Engländern besetzt. Nun war guter Rath theuer. Wo nun hin mit unsern Fischen! Die Franzosen sahen uns immer als ihre Feinde an, und sobald sie einen oder den andern von den Unsrigen fassen

konnten, setzten sie ihn in's Prison. Das waren schlechte Aussichten! Wir konnten nichts anders thun, als um die Insel fahren, weiter durften wir nicht kommen. Fische hatten wir freilich genug, allein keine Kartoffeln und kein Brod. Indessen wir sahen bald, daß wir unter dem Benehmen der Englischen Herren nicht unterliegen sollten. Sie wollten uns nicht drücken, vielmehr wollten sie uns aufhelfen. Eine ganze Ladung Lebensmittel wurde uns von England als Geschenk gesendet, und Kopfweise vertheilt; das Kind in der Wiege, der Säugling an der Brust erhielten ebensoviel, als die Erwachsenen, denn Alles, was getheilt wurde, ging Kopfweise. Demnach erhielten die Armen das Meiste — gewöhnlich sind sie am zahlreichsten mit Kindern bedacht, und diesmal standen sie sich gut dabei. —

So entlief uns der Winter. Das Frühjahr darauf vermehrte sich die Schiffahrt bei unserm Lande. Hier und da schlichen sich kleine Fahrzeuge aus benachbarten Häfen weg, welche Lebensmittel mitbrachten, und dafür Englische Güter mit zu Hause nahmen, diese auf dem festen Lande verkauften, und dann wieder kamen und von ihren Freunden mitbrachten. So nahm nach und nach der Schleich- oder Schmuggelhandel zu, daß er zuletzt zu ganzen Flotten heranwuchs, sowohl von England mit gro-

ßen Schiffen, als von den nachbarlichen Küsten mit kleineren Fahrzeugen, unter denen oft sogar kleine Böte waren.

Anno Achtzehnhundertneun stand der Handel hier auf dem Höchsten. Hunderte von Schiffen kamen auf einmal an, und hunderte gingen zugleich ab. Häuser, Buden, Scheunen, Ställe füllten sich mit Menschen und Waaren. Auf dem Unterlande *) wurde für die fremden Arbeitsleute ein Kochhaus aufgebauet. Der Strand lag voller Güter, allerlei durch einander hingeworfen, weil keine Packhäuser vorhanden waren, die nachher noch erst gebaut werden mußten. Dadurch kamen Mauersteine, Kalk und Holz in hohen Preis. Zweizöllig dicke und zehnzöllig lange Mauersteine vom festen Lande kosteten hier an Ort nnd Stelle das Tausend zehn Louisd'or; zwölfzöllige Balken der Fuß fünf Mark Courant, waren es eichene, so wurden sie mit sechs Mark bis zu sechs Mark acht Schilling bezahlt. Bretter 1 ½ zöllig achtzehn Schillinge. Alles laufende Maaße oder laufende Fuß.

Ganz ebenso stand es mit den Lebensmitteln. Kamen

*) So nennen die Helgolander bekanntlich die kleine, mit Häusern besetzte Landzunge, welche von dem Fuße der steilen Felswand langsam abschüssig sich in's Meer erstreckt; im Gegensatze zu dem Oberlande, wie sie das Plateau des Felsblocks nennen.

A. d. H.

viele Fahrzeuge zugleich mit einander hier an, dann fiel der Preis. Wurde die Fahrt unterbrochen durch scharfe Aufsicht der Franzosen, dann war hier gleich Mangel. Im Winter zwischen 1809 und 1810, da hier keine Zufuhr vom festen Lande war, kostete eine Tonne Roggen 50 bis 60 Mark. Ab und zu, wie es die Jahreszeiten zuließen und die Fahrzeuge vor den Franzosen von den benachbarten Küsten abkommen konnten, waren auch die Preise verschieden. Kamen dann viele zugleich, so fiel jener Preis für eine Tonne Roggen auf 15 bis 20 Mark.

Der Preis für Fleisch stieg ebenfalls ab und zu für das Pfund, von zwei Schillingen bis zu ein, zwei, ja drei Mark Hamburger Courant. Ja einmal sogar kostete ein Pfund gemästet Kalbfleisch 7 Mark 8 Schillinge. Das Pfund Waizenmehl wurde oft mit 1 Mark 8 Schillinge, ein Pfund Butter mit 1 Mark 12 Schillinge, eine Gans mit 17 Mark bezahlt.

Wie bei solchem Zweifelhandel verdient und verloren werden mußte, läßt sich denken. So kam einmal in jenen Zeiten ein kleines Fahrzeug mit fünftausend Eiern hier an, welche es gegen Kaffee austauschte, und zwar ein Pfund Kaffee für jedes Ei. Unglaublich, und doch wahr! Der Preis für Kaffee war damals hier für das

Pfund ordinairer Sorte 2 Schillinge, Mittelsorte 3 Schill., beste Sorte vier Schillinge. Dahingegen man die Eier, wenn die Fahrt unterbrochen war, das Stück mit 4, 6, bis 8 Schillingen bezahlte.

Verhältnißmäßig hoch waren die Preise der Mobilien, so wie der Kleidungsstücke, des Fußzeugs u. s. w. Wollte man daher die damaligen Preise alle notiren, so würde es nicht allein unglaublich, sondern auch lächerlich erscheinen. Aber wenn ich die noch lebenden Bewohner des Continents an die damaligen Zeiten erinnere, wie die Preise der Colonialwaaren dorten gewesen sind: wie z. B. dasselbe Pfund Kaffee, welches hier in Helgoland nur vier Schillinge kostete, dort mit drei Mark (48 Schill.) bezahlt wurde, so wird das Uebernatürliche der vorerwähnten Preise von selbst wegfallen. Dank sei es der jetzigen glorreichen Friedenszeit, daß solche übertriebene Preise jetzt nicht mehr statt finden können, indem der freie Handel, auf allen Meeren sowohl als zu Lande, dem Umsatz und Austausch der Producte, Waaren und Güter, kein Hinderniß mehr in den Weg stellt. —

So flog uns die Zeit in träumendem Zustande dahin, abwechselnd im Verdienst, bald groß, bald klein. So wie wir große Summen mit Arbeiten verdienten und erwarben, so wurden sie auch in den theueren Zeiten eben

so schnell wieder ausgegeben. Alle Güter, die mit Schiffen gebracht wurden, wurden auch mit Schiffen wieder weggeführt. Zu solchem Betriebe gehörten dann Seeleute, die ihre Sache verstanden, und so hatten unsre Lootsen und Fischer vollauf Arbeit und viele fleißige Hände reichen Verdienst. Es wurde dabei ein Contract gemacht, nach welchem die Bezahlung geregelt wurde. Für alle Güter, die an's Land kamen, wurden für je hundert Pfund sechs Schillinge bezahlt, und eben so viel, wenn sie wieder an Bord gebracht werden sollten. Wohlverstanden, auf einen Werkeltag. Die Güter mochten Namen haben wie sie wollten, schwer oder leicht, so ward, um sie mit Böten an's Land zu führen, und dann nach dem Packhause zu tragen, für hundert Pfund sechs Schillinge bezahlt, und eben so viel für die Zurückschaffung an Bord. An Sonntagen dagegen stieg dieser Lohn auf neun Schilling. Das war ein guter Verdienst für die ärmere Volksklasse oder den kleinen Mann. Aber bei der schweren Arbeit riß auch vieles vom Leibe ab, die Kleidung nützte ab, die Seestiefeln gingen entzwei. Von des Morgens bis zum Abend im Seewasser, alle Tage nasse Kleider, die Stiefeln über und über voll Seewasser — dadurch riß Alles schnell entzwei, und nur ein Paar solcher Stiefeln wie-

der neu anzuschaffen, das doch nicht länger als vier Wochen vorhielt, kostete 36 Mark oder zwölf Thaler. So ging das verdiente Geld wieder weg, und als nun Handel und Schiffahrt hier aufhörten, waren auch die Taschen der ärmeren Volksklasse leer. Was nun zu thun? hieß es, da die Kaufleute verschwunden und der Hafen von Schiffen leer war. Die Fischerschaluppen waren über die Hälfte nicht mehr vorhanden. Einige waren bei dem Schmuggelhandel verloren gegangen, einige verkauft, andere abgenutzt. Neue Fischerschaluppen zu bauen, dazu war kein Geld vorhanden. Ueber die Hälfte der rüstigen Mannschaft kam leer oder geschäftlos still zu liegen, und die Fische wurden auch nicht mehr so gut bezahlt wie in dem ersten Kriege, da Hamburg und Bremen noch frei waren, und wir unsre freie Fahrt noch hatten.

So standen denn die Hälfte unserer Einwohner verlassen *) da: ohne alle Aussichten ihr Brod zu verdienen, weil auch das Lootsenwesen durch fremde Kreuzer sehr litt, und keine Schiffe anders bei der Insel vorkamen, als bei Sturm oder Winterzeit, wenn die Elbe

*) »Liek abb an Deel« drückt es der Verfasser in der beigegebenen Helgolandischen Uebersetzung aus.

blind war und die Seetonnen, die als Merkzeichen dienen sollten, durch Eis weggerissen waren. Dann bei Schneejagd, Eis und Sturm, wenn dicke Luft den Horizont schwarz umzog, ließen unsre Lootsen sich von Frau und Kindern wegkaufen, um nur Brod zu verdienen. Lebensgefahr kam nicht in Anschlag — doch ich komme von der Sache ab. Wir mußten und sollten wieder zu unsrer früheren Handthierung greifen. Die Natur, die uns mitten in's Meer gesetzt hatte, hatte uns nichts anderes angewiesen als vom Meer und von dem was dieses uns giebt zu leben.

Kap. III.

Der Fischfang der Helgolander. — Früherer Heeringsfang. — Ehemaliger Zusammenhang Helgolands mit dem Festlande. — Schiffahrt. — Arten von Schiffen. — Ursachen der Verringerung derselben. — Gründung der Badeanstalt in Zeiten großer Noth und Armuth. — Gefahren der Fischerei. — Sturm am 18. November 1835 während des Fischfangs. — Sturm am 22. November 1836.

So reich die Quellen der Fische um unsere Insel sind, so arm sind wir doch an Mitteln um dieselben zu fangen.

Erstlich fehlt es uns an Köder auf unsern Angeln im Herbst, Winter und Frühjahr; denn hier wird nicht anders mit Sandspieren *) gefischt als im Sommer, wo diese Thierchen bei der Sanddüne in Netzen gefangen werden. Während der drei andern Jahreszeiten aber

*) Diese „Sandspieren“, Helgolandisch „Sannepper“ genannt, welche auf der gegenüberliegenden Sand-Insel gefunden werden, und welche mehrere Beschreiber von Helgoland fälschlich „Seespinnen“ nennen, sind den Regenwürmern oder den Blutegeln an Gestalt ähnlich.

wird hier mit Seehunds- und Ochsenleber gefischt. Dies ist ein sehr theurer Köder und die schweren Auslagen, welche unsern Fischern dadurch entstehen, verringern und schmälern ihnen den Verdienst ausserordentlich. Zum Andern sind hier ohne Zweifel in Herbst- und Wintertagen Heringe bei unserer Insel. Es ist erwiesen, daß sie unser Eiland vorbeiziehen, da sie mehrere Jahre hintereinander in der Elbe und Weser gefangen worden sind, wo sie so dick aneinander gestanden haben, daß den Fischern ihre Netze von der zu großen Menge der gefangenen Heringe gebrochen und geborsten sind. Der Hering muß seinen Zug an unserm Lande vorbei nehmen, wenn er nach den gen Osten liegenden Nachbarküsten hinzieht. Unsre Vorfahren sollen von diesem Fange gelebt haben, aber auf was für Art und Weise sie denselben betrieben haben, ist uns nicht bekannt. Wahrscheinlich ist der Heringsfang hier vor einigen Jahrhunderten gewesen; mit was für Mitteln sie gefangen haben, ist ausgestorben. Vielleicht ist dieses schon in den alten Zeiten geschehen, da die Insel noch viel größer an Umfang und die Nordostseite der Insel noch näher an Jütland fest gewesen ist, wo denn die Heringe auch bei ihrem Zuge an den Vorstrand der Insel durch Buchten und Lencken (Krümmungen) irr gerathen sind. — Ange-

nommen, daß unsre Insel wirklich so groß gewesen ist, daß sie mit der Schleswig-Holsteinischen Küste in Verbindung gestanden und kein anderer Durchgang als durch kleine Kanäle und Rinnen zwischen dem niedrigen flachen Lande sich befunden hat, so müssen wir es der schrecklichen Verwüstung der letzten Jahrhunderte Schuld geben, daß dort, wo damals trocknes Land gewesen, jetzt bis fünf Faden oder Klafter tiefes Wasser, und in der Mitte eine Tiefe von zwölf bis dreizehn Faden sich befindet. Diese Tiefe findet man, wenn man ein Drittheil östlich und nördlich von der Insel ab ist, und sie erstreckt sich bis auf zwei Drittheil der Insel. Dann wird es nach und nach seichter bis auf sechs und fünf Faden, wo die Sandbänke der Küste ihren Anfang nehmen.

In einer solchen Tiefe und in einer Breite von sieben bis acht Meilen können nun unzählbare Züge von Heringen durchziehen, ohne daß wir sie spüren. Hätte die Natur uns hinsichtlich unsres Vorlandes nicht gar zu arm gemacht, hätten wir uns nur einer kleinen Bucht zu erfreuen, daß wir einen Hafen anlegen könnten, um unsre Fahrzeuge zu bergen, wenn Sturmwetter eintritt, dann könnten hier auch passende Fahrzeuge erbaut werden, um den Heringsfang und andre Fischerei im Großen zu treiben, welches Alles nun nicht möglich ist. Denn

die meisten Wohlhabenden haben bei der Rhederei ihr Geld verloren, und die Aermeren, welche ihre letzten Schillinge in Rhederei gewagt haben, sind stockarm geworden, und das Alles wegen Mangel an einem Zufluchtsort für ihre Fahrzeuge und Fischerböte, die alle Jahr an Zahl kleiner werden. In dem kurzen Zeitraum von funfzig Jahren sind die Schniggen, die größten Fahrzeuge, welche wir hier haben und die hier zu Hause gehören, von funfzehn auf vier herabgesunken, und die Fischerschaluppen von hundert und zwölf bis auf sechzig zusammengeschmolzen. In der ersten vorbemerkten Zeit, da der Schniggen weniger wurden, die nach und nach, durch Stürme von der Rhede gerissen, verloren gingen, vermehrten sich die Chaluppen, indem noch immer einiger Vorschuß auf Chaluppenrhederei geleistet wurde. Dadurch wurde denn die Mannschaft, welche früher auf Schniggen gefahren war, auf die Chaluppen versetzt. Nach der Zeit, wie unsre freie Fahrt unterbrochen wurde, und wir nicht mehr nach Hamburg und Bremen hin kommen konnten, verminderten sich auch unsere Chaluppen, wie früher angegeben worden. Und noch später, bei einem gewaltigen Sturm im Jahr 18.., gingen in einer Nacht auf unsrer Rhede achtundzwanzig Chaluppen total verloren oder wurden doch so rampunirt,

daß sie nicht mehr zu gebrauchen stunden. Die Fischerleute setzten ihr Leben zu Preis, um ihre Böte zu retten. Aber der fliegende Sturmwind, die schrecklich hohe Barleng (Brandung) machten alle ihre Anstrengung zu nichte. Den andern Morgen hatten wir die jammervolle Ansicht von lauter Chaluppwracken am Strande. Jeder fühlende Mensch stand mit niedergeschlagenem Haupt und sah die Folgen der Verarmung im Voraus, die unsere Insel bedrohte und gewiß überkommen mußte, und welche denn auch mit allen ihren Schrecknissen eingetroffen ist. Wir hatten hier in vorigen Zeiten keinen Bettelarmen, die sich aber durch die brodlosen Zeiten eingefunden haben. Wer ein Herz hat, kann es wohl fühlen, wie schmerzlich der Gedanke sein muß, brodlos dazustehen mit einer Brust voll Muth, ohne die Mittel in Händen zu haben, sich nur ein Fischerboot anzuschaffen.

Mehrere Jahre nach einander sank der Verdienst immer mehr herunter. Das Lootsenwesen kam gar nicht mehr in Rechnung. Von zweitausend Schiffen, welche alle Jahr auf Hamburg kamen, konnten wir nur funfzig bei dem Lande (der Insel) aufzählen, welche hier Lootsen genommen hatten. So sind denn beide Nahrungs- und Erwerbsquellen, deren unsere Vorältern sich zu erfreuen hatten, nur noch dem Namen nach für uns vorhanden.

Mehrmals kam die Lage des Landes bei den Einsichtsvollen unter den Einwohnern zur Sprache: wie wir unsere Erwerbsquellen verbessern könnten. Aber die verschiedenen Meinungen und Ansichten kamen nicht zur Vereinigung; nichts kam zu Stande. Die Zeit verlief und die Armuth nahm zu. Da vereinigte sich eine Gesellschaft, eine Badeanstalt hier zu errichten. Allein die Meisten sahen das nicht ein, daß dabei etwas Gutes herauskommen könnte. Sogar den Wohlhabenden wollte die Sache nicht einleuchten und sie nahmen keinen Antheil daran. Das Unternehmen kam indessen doch trotz aller Schwierigkeiten zu Stande. In den ersten Jahren ging es freilich etwas kümmerlich. Wie es aber mehr bekannt wurde, kam es mehr und mehr in Aufnahme, so daß immer mehr Verbesserungen eingeführt werden konnten. Jetzt ist die Badeanstalt unsre Hauptquelle des Verdienstes, und wenn unsere Fischerei und unser Lootsenwesen dabei etwas mehr ausgedehnt werden könnten, dann müßte die große Armuth bald verschwinden. —

Die Badezeit ist natürlich in der wärmsten Jahreszeit, wenn die Fische wegen der heißen Witterung nicht mehr nach Hamburg, Bremen und Oldenburg hingeführt werden können. Dann sind die Fischer und Lootsen auf die eine oder die andere Art thätig, etwas zu verdienen.

Könnten nur dieselben in den drei übrigen Jahreszeiten ebenfalls mit fischen und lootsen beschäftigt werden, so wäre Helgolands Wohlstand obenauf. Denn obgleich wir bei diesen zwei Geschäften viele Menschen verloren haben, so werden dieselben doch als unser eigentlicher und natürlicher Brodgewinn angesehen, und dafür oft das Leben in die Schanze geschlagen, wie wir im vergangenen Jahr 1835 leider gesehen haben, wo vier unserer besten Leute beim Fischen ertranken. Es war den 18. November 1835 bei schwerem Sturme, welcher alle unsre Einwohner in Schrecken setzte. Am Morgen dieses Tages gingen zweiundvierzig Fischerböte unter Segel auf den Fischfang, mit hundert acht und sechzig Menschen bemannt, der Kern unsres Volkes. Das Meer zeigte schon Vorboten eines herannahenden Sturmes, indem die Wellen sich schon am Morgen ungewöhnlich hoch thürmten, und die Luft ein blauschwarzes Ansehn mit aschgrauen Streifen bezogen, annahm; und doch gingen die Wagehälse in See, als wenn eine Art Todesverachtung jedes Mannes Brust eingenommen hätte. Doch kaum hatten sie ihre Angelleinen ausgeworfen, als der Wind immer heftiger wurde und die See ihr Toben begann. Nun hieß es an die Rettung zu denken. Aber ihre Fischergeräthe im Stiche lassen, wollten diese braven

Seeleute nicht. Sie strengten daher alle ihre Kräfte an, dieselben dem Meeresgrunde wieder zu entreißen.

Bekanntlich ist eine solche Fischerleine in mehreren Abtheilungen zusammen ohngefähr 3500 Faden oder Klafter lang, und jeder Faden mit einer Angelschnur besetzt, so daß jedes Boot dreitausend fünfhundert Faden führt. Die Fischangel mit Köder versehen, ist im Ganzen von großem Werthe, und kostet viel Geld. Diese wollten die Leute nun dem Meeresgrunde nicht zur Beute lassen, und so überraschte sie denn der Sturm mit allen seinen Schrecknissen.

Unterdessen standen am obern nördlichen Rande des Felsens alte Greise, Männer, Weiber und Kinder im ängstlichen Harren, um die Ihrigen, die ihr Leben für das liebe Brod in die Wagschaale warfen, ankommen zu sehn. Schon nahete der Abend und es begann dunkel zu werden, als das gespannte Auge in der Ferne einige Böte gewahrte, welche sich der Insel näherten. Allein die See wüthete schrecklich, jede Sturzwelle drohete jedes Boot zu verschlingen und in den Abgrund zu schleudern. Bald schwebten die Chaluppen auf den Spitzen

*) „Natfallen“ im Helgolandischen.

der Wellen *), bald waren sie wieder in den tiefen Höhlungen und Schluchten des Meeres dem schauerlichen Anblicke entzogen. Die Brandung hatte sich bereits um die ganze Insel verbreitet, und fast nirgends schien ein Durchkommen möglich.

Die ältesten Seeleute, welche sich auf der Insel befanden, und diese Schrecniß mit ansahen, begannen zu verzagen. Nun wurde angefangen, die näher kommenden Chaluppen zu zählen, bis zwanzig, — zuletzt bis dreißig. Darüber wurde es Nacht. Alle Zuschauenden eilten zum Strande hinunter, um jedes einzelne Boot, welches sich durch die schwere Küstenbrandung hindurchgearbeitet hatte, mit herzlicher Freude willkommen zu heißen. Gegen acht Uhr Abends kamen die letzten bis auf ein Boot, welches leider ein Raub der Wellen geworden war.

So hatten denn vier verheirathete Männer im besten Mannesalter ihr Leben eingebüßt, um für ihre Frauen und Kinder Brod zu verdienen, die sich nun in die bitterlichste Armuth versetzt sahen.

Der Sturm war unterdessen zum Orkan gestiegen. Die Fischerböte lagen selbst auf der Rhede nicht mehr

---

*) »Upp die Pinten van dü Seebräckers«, wie im Helgolandischen sehr bezeichnend die Wellen benannt werden.

sicher. Acht Mann sprangen in eine kleine Jölle, um ihre in Gefahr schwebende Fischerchaluppe mit einem Anker wieder zu versichern. Allein sie kamen nicht wieder. Als man schon mehrere Stunden gewartet hatte, wagten achtzehn rüstige Männer abermals ihr Leben, um mit einem der besten Ruderboote die Jölle aufzusuchen. Aber auch dieses Ruderboot kam nicht wieder. Die Besorgniß um die sechs und zwanzig Menschen stieg von Stunde zu Stunde. Das Wehklagen wurde allgemein. Die rabenschwarze Nacht ließ die nächsten Gegenstände nicht erkennen. Das fürchterliche Gebrüll der ungeheuern Wellenbrandung, das unaufhörliche Donnern des Orkans ließ wenig Hoffnung zur Rettung. In dieser schrecklichen Ungewißheit wurde der größte Theil der Nacht zugebracht, bis gegen Morgen um fünf Uhr der Orkan sich legte, und das große Boot zuerst erschien, mit der Nachricht, daß die Jölle ihm folge. Unbeschreiblich war die Freude, welche alle Herzen einnahm. Ob zwar der Strand von Menschen wimmelte, diese Helden willkommen zu heißen, so verbreitete sich doch diese Nachricht wie ein Lauffeuer über die ganze Insel, und an alle Fenster und Thüren der Häuser wurde angeklopft mit der frohen Nachricht: die sechsundzwanzig Vermißten sind gerettet! Da einige dieser Braven durch die unge-

heuren körperlichen Anstrengungen so abgemattet waren, daß sie zu ihrer Wohnung geführt werden mußten, so war doch das Bewußtsein einer edlen Pflicht, verbunden mit guter Pflege, bald im Stande, die zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. — Man denke sich aber auch die schreckliche Lage dieser kühnen Männer mitten in der wüthenden See (da unsere Rhede offen ist und also keine Sicherheit gewährt), in kleinen offnen Böten sich befindend, und durch fortwährendes Rudern elf Stunden lang mit dem furchtbaren Elemente kämpfend. Denn da ihre kleinen Anker, welche solche Böte mit sich führen, nicht haltbar waren, so mußten sie beständig rudern, um nicht noch weiter verschlagen zu werden.

Solche Heldenthaten, von meinen Landsleuten ausgeführt, durfte ich nicht verschweigen. Ich habe diese Thatsache wahr und treu vorgetragen, damit die Fremden sehen können, daß noch Ehrgefühl und Liebe zwischen den Seeleuten obwaltet. Denn wenn der Eine in Gefahr ist, wagt der Andre sein Leben, um den erstern zu retten.

So wechselt denn Freud' und Leid auf unsrer Insel eben so mit einander ab, wie in der großen Welt; und dasselbe Meer, in welchem tausende von Fremden, die in der schönsten Sommerjahreszeit zu uns herüber kom-

men, Freude und Heilung suchen, dasselbe Meer ist in der stürmischen Jahreszeit den Seeleuten oft sehr unheilbringend, und reißt so manches Opfer zu sich hinab.

Verwichnen Herbst 1836, am 22. des Novembermonats, sollten drei Fischerchaluppen mit Fischen beladen abgehen, zwei nach Hamburg und eine nach Bremen. Der Wind war Südost, dabei wehete es sehr stark. Trotzdem aber, daß Alles ihnen entgegen war, gingen sie doch unter Segel. Allmählig begann es stärker zu wehen, aus dem Winde wurde Sturm. Umkehren konnten sie nicht wieder, dann wäre das Unterste zu Oberst geworfen worden. Sie mußten also vorwärts, immer gegen den Sturmwind ankämpfend, bis sie zuletzt nicht mehr segeln konnten, und mit ihren offenen Böten mitten im Meere vor Anker gehen mußten. Allein hier war ihre Lage um nichts besser, und sie sahen bald, daß sie nicht vor den hohen Sturzseen vor Anker liegen bleiben konnten, welche unaufhörlich in ihre offnen Böte überschlugen, so daß sie immerwährend Wasser ausschöpfen mußten, und sich doch nicht ganz leer davon halten konnten. Sie sahen also ihren Untergang vor Augen, wenn sie vor Anker liegen blieben, wobei sie außerdem auch zu Tode gefroren wären. Mit der größ-

ten Anstrengung kamen sie wieder unter Segel, und nun hieß es auf Tod und Leben gegen den wüthenden Sturmwind und die schrecklich hohen Wellen anzuarbeiten. Eins von den zwei Fischerböten, die nach Hamburg bestimmt waren, hatte das Unglück, daß sein „bester Mann“ *),— so heißt nämlich bei uns der Erste nach dem Schiffer, der das Schiff führt, — von einer Sturzsee über Bord geschlagen wurde. Mit all' seiner Kraft, die er noch besaß, schwamm er noch wieder nach der Chaluppe hin. Aber die ungeheuren Seebrecher (Wellen) schlugen das Boot immer weiter von ihm fort, so daß er ertrinken mußte. Wenn man bedenkt, wie fürchterlich die noch übrigen zwei Mann im Boote ihre Lage ansehen mußten, die jetzt ihren Bestmann verloren hatten, und deren Kräfte nicht mehr zureichten, einen Hafen zu gewinnen, um ihr Leben zu retten, dabei durch und durch naß, die schwarzen langen Nächte sonder Schlaf zugebracht, immer in tausend Aengsten, daß jede große See (Welle) die letzte sei, die ihr Boot kopfüber werfen und sie dem Tode überliefern müsse, so kann man sich wohl vorstellen, von welcher Art ihre Gedanken waren. Und doch gaben sie ihre Anstrengungen nicht auf, bis sie nach allem Kum-

---

*) Im Helgolandischen ist es ein Wort: „Bestmann.“

mer und Mühen endlich einen Hafen fanden, wo sie von ihren Strapazen wieder ausruhen konnten.

So waren denn die zwei nach Hamburg bestimmten Chaluppen beim „Träß“ oder in Cuxhafen angekommen. Dem andern Boot, das nach Bremen sollte, war es noch schlimmer ergangen. Dieses hatte zuerst mitten im Meer Anker geworfen, dann wieder bei dem Leucht- oder Feuerschiffe an der Weser angelegt, von wo sie denn zuletzt in halbtodtem Zustande zu Fedderwarden im Oldenburgischen angekommen waren.

Hier auf der Insel waren wir Alle schwer besorgt um die drei Chaluppen, denn es war wenig Hoffnung, daß sie mit dem Leben davon kommen möchten. Darum war denn auch die Freude groß, als sie wieder zu Hause ankamen, aber auch die Trauer nicht wenig, daß der junge Mann, welcher über Bord geschlagen worden, umgekommen war. Sein armes junges Weib, die er erst einige Monate zuvor genommen hatte, blieb nun in der bittersten Armuth zurück.

Man sollte denken, durch solche gefährliche Fahrten würden sie von der See abgeschreckt. Allein sobald sie trockne Kleider angezogen, armseliges Essen und Trinken zu sich genommen, und eine Nacht Schlaf genossen haben, dann sind sie gleich wieder auf den Beinen, um sich

von Neuem in Gefahr zu begeben. Den Muth haben sie, wie es scheint, mit der Muttermilch eingesogen. Wie würde es anders möglich sein, daß sie die Gefahr so schnell vergessen könnten, dazumal sie wissen, daß jedes Jahr mehrere von unsern Seeleuten ihren Tod im Meere finden.

Kap. IV.

Statistische Angaben über Einwohnerzahl, Schiffe und Seefahrer, Verfassung der Insel. — Die alte Helgolander Sprache. — Ursache ihrer Veränderung. — Die Frauen die letzten Bewahrer des Alt-Friesischen. – Der Autor lehnt es ab, über Kirche und Schulen zu reden.

Wir können hier berechnen, daß wir in einem Zeitraum von funfzig Jahren hundert acht und achtzig Seeleute verloren haben. Darunter sind drei Schiffscapitains, drei und vierzig Lootsen, vier und achtzig Fischer, zwei und zwanzig junge Bursche, welche außer Landes gefahren haben, sechs und zwanzig junge Leute, die ausser Landes verschollen sind, und von denen nimmer keine Nachricht gekommen, und zehn die auf dem Meere todt gefroren sind. Von allen Verunglückten, die verheirathet waren, sind nun noch siebenundvierzig Wittwen und siebenzig Waisen nachgeblieben. Wir können rechnen, daß hier omtrent (ungefähr) fünf und zwanzig Knaben jedes Jahr geboren wer-

den, wovon später jedes Jahr drei ihr Leben auf dem Meere verlieren. Die Einwohnerzahl betrug bei der letzten Volkszählung 2230 Seelen, männliche und weibliche zusammen, jedoch waren die letztern weit in der Mehrzahl.

Seeleute sind jetzt auf sechzig Fischerböten zweihundert vierzig. Größere Böte und Schniggen, die als Frachtfahrer dienen, im Ganzen vierzehn mit vier und funfzig Mann. Von diesen werden alle diejenigen, welche über zwei und zwanzig Jahre *) sind und das Lootsenexamen bestanden haben, mit zur Lootsengenossenschaft gerechnet, die ohngefähr vierhundert Mann stark ist. Dazu kommen noch 85 junge Leute, welche gegenwärtiger Zeit ausser Landes fahren, und über die ganze Welt verstreut sind.

Die vorbemerkte Einwohnerzahl ist in vier Quartiere eingetheilt. Jedes Quartier hat zwei Quartiersleute, welche Seeleute sein müssen, und auch Lootsenoffiziere sind, die aber nur acht Jahre im Dienste bleiben, wo dann wieder andere gewählt werden müssen. Jedoch gehen selten mehr denn zwei zugleich ab, damit immer

---

*) Im Helgolandischen Texte heißt es „über drei und zwanzig Jahre. D. H.

Sachkundige im Amte bleiben; ferner hat ebenfalls jedes Quartier vier Aelteste, die als Volksvorsteher gehalten und mit zu der Commüne gerechnet werden, sechzehn in Allem. Die Commüne besteht aus drei Klassen. Die ausübende Gewalt sind die sechs Rathmänner *), welche das Gericht ausmachen. Die gesetzgebende Gewalt sind die sechzehn Aeltesten („Ohlsen") oder Repräsentanten. Die verwaltende sind die acht Quartiersleute, die auch die Polizei vorstellen. In Allem gehören zu der Commüne dreißig Leute, die sich versammeln, um sich über Einrichtungen zu berathen, Verbesserungen einzuführen u. s. w. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet und setzt ihre Beschlüsse in Kraft.

In alten Zeiten haben die sechzehn Aeltesten allein die Commüne ausgemacht, und ihre eignen Versammlungen gehalten. Dies hat noch vor 45 Jahren so bestanden. Jetzt dagegen besteht die Commüne aus den Rathmännern, Aeltesten und Quartiersleuten. Alles was diese aussprechen, muß von dem Gouverneur unterschrieben werden, sonst hat es keine Gültigkeit. Auch dürfen sie sich nicht ohne seine Bewilligung versammeln. Die Berathungen in diesen Versammlungen werden im-

---

*) Helgol.: Ratblidd (Ratbleute.) D. H.

mer in unserer Muttersprache gepflogen. Da geht es denn unterweilen gar heiß zu. Gewöhnlich setzt es solchen heftigen Krakehl, wenn es sich um Verbesserungen oder um das Bestehen des Hergebrachten und Alten handelt, wo denn meistentheils die Entscheidung zu Gunsten des letzteren ausfällt.

Sobald die Sache entschieden und der Beschluß gefaßt ist, wird derselbe in der deutschen Sprache aufgeschrieben oder zu Protokoll genommen. Unsre Sprache gilt nicht weiter als auf unserm Lande. Sobald wir aber auf das feste Land kommen, müssen wir uns einer andern Sprache unterwerfen. Dadurch wird unsre eigne immer mehr mit fremden Wörtern vermischt; und wenn man die alte Sprache noch hören will, so muß man mit alten Weibern hier verkehren, welche die Friesische Sprache am reinsten sprechen, besonders solche, welche in ihrem ganzen Leben nicht vom Lande gewesen sind.

In den letzten dreißig Jahren hat unsre Sprache sich am meisten verändert. Zuerst in der Englischen Zeit, wie wir hier auf tausend Fremde rechnen konnten. Dazu kommen jetzt die jährlichen zahlreichen Badegäste. Auch unsre jungen Leute, die ausser Landes fahren, haben, wenn sie nach Hause zurück kommen, viele fremde Wör-

ter angenommen, die dann allmälig in Brauch kommen und die alten verdrängen. In frühern Zeiten war unsre Insel weniger bekannt. Unsre Vorältern verstanden nichts anders als fischen und lootsen, und wenn sie ihre Fische verkauft oder die Schiffe in die Häfen gelootset hatten, hielten sie sich nicht lange im fremden Lande auf, sondern fuhren schnell wieder zu Hause, um ihren Geschäften von Neuem nachzugehen. So blieben sie ihrer Sprache und ihren Sitten getreu. In diesem Augenblick (1836) ist hier noch ein alter Mann am Leben, der alle seine Tage lang niemals von der Insel gewesen. Er ist schon über 70 Jahr alt, ist kein Seemann, und auch kein Handwerker, hat in seiner ganzen Lebenszeit still für sich selbst gelebt, spricht rein Friesisch, und ist sehr umgänglich im Erzählen (Wörschnacken) von alten Zeiten. Er weiß gar Vieles aus seinen jungen Jahren sich zu erinnern und zu erzählen, und ist, wie schon berichtet, der einzige hier von den Mannsleuten, der in seinem ganzen Leben nicht vom Lande gekommen ist *). Frauenzimmer aber, die niemals die Insel verlassen haben, giebt es sehr viele.

*) Ist jetzt 1837 gestorben.

A. d. Vfs.

Von Kirche und Schule will ich nichts sagen; da gehört eine gelehrtere Feder dazu als die meinige, die ausserordentlich stumpf ist, und das nicht ausführen könnte, was verlangt würde.

Kap. V.

Aufmunterung des Erwerbes durch den Fischfang. — Der Heringsfang. — Frühere Schiffahrt der Helgolander nach Grönland zum Walfischfange, nach Spanien und dem Mittelmeer. — Ein Helgolander Schiff von Piraten aus Algier genommen. — Schicksal der Gefangenen. — Fahrt des Autors nach Messina und der dortige Empfang der langentbehrten Hamburger Flagge. —

Um wieder auf unsern Broderwerb zu kommen, muß ich doch bemerken, daß hier noch Vieles gethan werden könnte, wenn einige reiche Leute hier wären, die durch ihr Geld die Fischer zu Unternehmungen aufmunterten und unterstützten, und sie in den Stand setzten, die Fischerei ins Große zu treiben, namentlich den Austernfang, Kabliau- und Heringsfang. Der letzte würde wahrscheinlich der bedeutendste sein. Denn obgleich das Land um vieles kleiner wie früher ist, so müßte doch ihre Spur wieder aufgefunden werden können, und sich verfolgen lassen. Die Heringe, welche hier im offnen Meere gefischt werden könnten, müßten um Vieles gesunder und fetter sein,

als diejenigen, welche an den Küsten in dickem, schmutzigem Wasser gefangen werden, die gleich ein Paar Tage nach ihrer Einsetzung roth an den Gräten werden, weil sie mager sind. — Unsre Vorältern haben vor zweihundert und noch vor hundertfunfzig Jahren, mit ihren eignen Schiffen nach Grönland gefahren, und noch in meiner Jugend Jahren habe ich hier eingepfählte Säulen von Wallfischknochen gesehen, die unsere Vorältern selbst von Grönland mitgebracht hatten, und die hier zur Gartenumzäunung gebraucht wurden. Auch haben sie mit ihren Schiffen auf dem mittelländischen Meere gefahren, und sind bei diesen Fahrten oft einige nach Algier eingebracht und gefangen gehalten worden, welche dann für Geld, welches in den Becken an den Kirchthüren eingesammelt worden, wieder losgekauft worden sind. Auch habe ich hier noch vor einigen vierzig Jahren die Abbildung eines solchen Schiffes, womit sie nach Grönland und auch nach dem Mittelmeer gefahren, auf Glas gesehen, welches in ein Fenster eingesetzt war. Darauf war geschrieben: Dieses Schiff ist im Jahre 1679 von Algierischen Seeräubern genommen und die Mannschaft als Sclaven verkauft worden. Der Kapitain hieß Peter Lührs. Er und die sämmtliche Besatzung waren Helgolander, die durch Sammlungen an den Kirchthüren gelöst wur=

den. Das Schiff war ein wenig größer als unsre jetzigen Schniggen, und hinten rund gebaut. Der Vormast war bedeutend größer als der Hintermast, und das Ganze kam der Bauart der Kuffschiffe, wie sie jetzt gebauet werden, am nächsten. In den vorigen alten Zeiten haben sie auch allerlei Schiffe halten können, da das Land noch reich an Buchten und größer an Umfang gewesen, und so die Natur ihnen Häfen angewiesen hatte. Damals nämlich ist das Fahrwasser nur allein zu Süden der Insel nach der Elbe und Weser zu durch gegangen, während zu Norden der Insel noch gar kein Schiff durchkommen konnte, weil Jütland und unsre Insel beinahe aneinander fest waren, statt dessen jetzt so weit das Auge reichen kann, nichts anders als Wasser zu sehn ist, so daß die tiefgehendsten Schiffe rund um die Insel segeln können. Denn wenn sie die Klippen an der Nordseite nur meiden, so ist nirgends Gefahr für sie vorhanden.

Nach näherer Erkundigung über den gedachten Kapitain Peter Lührs, brachte ich von alten Leuten in Erfahrung, daß derselbe auf der Fahrt, bei welcher ihn die Seeräuber genommen, nicht nach dem mittelländischen Meer, sondern nach Bilbao bestimmt gewesen. Wie er nun aber unter die Spanische Küste kommt, kriegt ihn

der Türke zu fassen, und schleppt ihn nach Algier, wo sie alle verkauft wurden. Peter Lührs, der Kapitain, ist zu einem vornehmen Herrn gekommen, und hat Kinder warten müssen. Die andern sind alle auseinander gebracht, die einen hierhin die andern dorthin. So sind Jahre verlaufen, daß sie einander nicht gesehen haben, bis zuletzt der Kapitain, der mehr Freiheit als die andern hatte, zwei von seinen Landsleuten gewahrte und sie anredete. Er hatte aber jedesmal einen Aufseher bei sich, um nicht weglaufen zu können. Wie sie nun ihrer drei in ihrer Muttersprache sich berathen, wie sie weg kommen möchten, spricht plötzlich der Aufseher zu ihnen: Sie sollten sich in Acht nehmen, er könne Alles verstehen. Sie erschracken nicht wenig, wie sie hörten, daß da Leute in der Türkei wären, welche die Helgolander Sprache verständen. Sie fragten ihn also, wo er zu Hause gehöre. Er antwortete: in Jütland. Er habe als Segelmacher auf einem Schiffe gefahren, welches von Seeräubern genommen, und dessen Mannschaft in die Sclaverei verkauft worden. Um der Barbarei zu entgehen, habe er den Türkischen Glauben angenommen, und sei nun Sclavenaufpasser geworden. Trotzdem, daß sie nun so gewarnt waren, liefen die zwei, ohne auf des Kapitains Ermahnung zu hören, doch davon, wurden

aber weil der Aufseher sie verrathen hatte, wieder aufgegriffen, und zur Strafe ihnen die Waden aufgeschnitten und mit Salz eingerieben, um ihnen mehr Schmerzenpein zu verursachen. Acht Jahre haben sie in der Sclaverei aushalten müssen, ehe sie losgelöst worden sind. Für den Kapitain sind allein 2100 Thaler bezahlt worden. Was für die andern bezahlt worden, ist nicht bekannt.

Ein Glück für Schiffahrt und Handel der jetzigen Zeit ist die Demüthigung der Raubstaaten. Fröhlich und wohlgemuth steuert der Schiffer jetzt aus den nordischen und andern Gewässern kommend, dem mittelländischen Meere zu, keine Bangniß kreuzt ihm die Stirn vor herumschwärmenden Corsaren, deren Barbarei, wie sie in frühern Zeiten Statt gefunden hat, die Feder sich weigert zu schildern. Das Ziel seiner Reise im Auge haltend, ist er nur bedacht, die auf seinem Wege vorkommenden Klippen und Sandbänke zu umschiffen, um seine Bestimmung zu erreichen. Von diesen Gedanken beseelt war auch ich, als ich zum erstenmale nach der Eroberung von Algier durch die Franzosen, unter Hamburger Flagge dem Mittelmeere zusteuerte, wo unsre Vorfahren so viel gelitten hatten. Doch welche Freude wurde mir bei meiner Ankunft in Messina auf Sizilien

zu Theil. Ich wurde von einer zahllosen Menge Menschen am Ufer begrüßt, die, als sie zum erstenmale wieder unsre Flagge gewahrten, die Hüte ums Haupt schwenkten, besonders der Hafenmeister, der mit entblößtem Haupte den Wunsch äußerte: Möchte nun immerfort diese Flagge mit allen Nationen im mittelländischen Meere wetteifern! Dieser herzerhebende Wunsch drang mir tief in meine Brust, und in inniger Rührung stammelte ich meinen Dank. So freudig begrüßt wurde die Hamburger Flagge ebenfalls auf den nächstfolgenden Reisen in Port-Mahon und in Neapel. — Es waren die glücklichsten Tage meines Lebens. — Doch ich kehre wieder zu der Beschreibung des mühsamen Erwerbs der Holgolander zurück.

Kap. VI.

Gefahren des Hummerfangs. Ein Unglücksfall bei demselben. — Stranden eines Italiänischen Oelschiffs. Vergebliche Mühe und Noth der Helgolander um etwas von der Ladung zu bergen. — Schiffbruch am 29. August 1838 bei Helgoland. — Eindruck solcher Scenen auf die Helgolander. — Der Autor rechtfertigt seine Landsleute gegen Verläumdungen in Bezug auf das Strandrecht. — Phlegma und Energie in den Helgolandern. — Kühnheit auf ihren eigenen kleinen Fahrzeugen. —

Im Junimonat des Jahres 1837 wurden diejenigen Fischer, welche der Hummerfischerei, die in der Nähe der Insel betrieben wird, oblagen, durch Sturmwind daran verhindert, ihre Netze, welche auf den Kanten der Klippen standen, zu retten. Nach Abnahme des Sturms, obzwar das Meer noch fortwüthete, entschlossen sich einige junge Fischer, ihre Netze, falls sie noch nicht verschlagen wären, zu bergen. Der alte Schwiegervater des einen dieser Waghälse rieth ihnen von ihrem Unternehmen ab. Allein die Aeusserung des jungen Mannes, daß er den Verlust der Netze nicht verschmerzen könne, brachte ihn

zum Stillschweigen. Da der Alte die Gefahr ahndete, so entschloß er sich selbst mitzufahren, um die jungen Leute, im Fall die Wuth der Wogen ihr Unternehmen nicht zuließe, zur Umkehr zu bewegen, oder sie mit Rath und That zu unterstützen. Anfänglich, wie sie den Kanten der Klippen näher kamen, schien das tückische Meer für den Augenblick ruhen zu wollen. Aber kaum an die Stelle gekommen, wo ihre Netze gestellt waren, thürmten sich die Sturzseen in ungeheurer Größe auf einander, bis zuletzt eine der furchtbarsten das Boot mit ungeheurer Kraft faßte, so daß im Umsehen der Kiel oben schwamm und die drei Männer unter dem Boote begraben waren. Der Schwiegersohn des alten Mannes, so wie dessen Maat (Gehülfe) hatten sich an die Ruderbänke fest geklammert, und wurden fortwährend mit dem Boote von den wüthenden Wellen um und um, bald nach oben, bald nach unten herumgeworfen, bis zuletzt der Sohn gewahrte, daß sein alter Schwiegervater seitwärts vom Boote leblos von der Brandung hin und her geworfen wurde. Dies griff ihm an das Herz. „Vater!“ rief er, den schrecklichen Anblick nicht mehr ertragen könnend, „Gott, mein Vater,“ — und in demselben Augenblicke kam wieder eine große Sturzwelle, warf das Boot zu mehreren Malen das Unterste zu Oben. Jetzt kam

Hülfe; — aber der Sohn war nicht mehr. Der herbe Schmerz hatte ihm die letzte Kraft geraubt, er sank, um nie wieder gesehen zu werden. Der alte Greis, der noch immer entseelt auf dem Wasser trieb, wurde ins Boot gezogen. Auch der andere, der sich noch immer mit der letzten Kraft an der Ruderbank fest hielt, wurde gerettet. Welch ein Anblick für die unglückliche Tochter des alten Mannes, welche am Strande harrend, den Vater und Gatten erwartete, als nun der erstere todt zu ihren Füßen gelegt wurde, und der letztere nimmer wieder kehrte. Im Wahnsinn umfaßte sie ihren todten Vater und rief laut ihren Gatten von den tobenden Wellen zurück. Fast mit Gewalt mußte sie von der Leiche des Vaters entfernt und ins Haus eines Verwandten gebracht werden, allwo ärztliche Hülfe herbei gerufen wurde. Trostlos beweint sie mit vier kleinen Kindern ihren Ernährer und Versorger, das Herz zu einem allwissenden Gott erhebend und das Auge auf ihre vier Brüder heftend, ihr in ihrer bedrängten Lage mit Rath und That beizustehen.

Unglückliche Vorfälle und Ereignisse der Art, wie sie bei der Fischerei vorkommen, sind zu häufig, als daß sie alle beschrieben werden könnten. Indessen kommen die Fischer die meiste Zeit doch so zu sagen, mit einem

blauen Auge davon. Von einem solchen Falle will ich hier ein Beispiel erzählen.

Es war im Monat August des Jahres 1838 als ein Italiänisches Schiff zwischen der Elbe und Weser strandete, indem es bei starkem Winde und dick bezogener Luft auf eine Sandbank stieß und stark beschädigt wurde, so daß die Mannschaft gezwungen war, das Schiff zu verlassen. Allein die hohe Brandung machte ihnen ungeheure *) Schwierigkeiten durch dieselbe zu kommen um ihr Leben zu retten. Sie mußten demnach ihre Bagage (Helgol.: Heren Kloar en Awrygting) im Stiche lassen, und kamen von Allem entblößt, bei dem Leuchtschiffe in der Mündung der Weser an, wo sie gut verpflegt und gelabt wurden. — Während dieses sich ereignete, kam das Dampfschiff mit Badegästen von Hamburg nach Helgoland bestimmt, zur Elbe hinaus, und gewahrte benanntes Schiff zu Süden der Elbe in seiner gefährlichen Lage. Der Kapitain des Dampfschiffs brachte darauf bei seiner Ankunft zu Helgoland die Nachricht, daß ein Schiff in Gefahr sei. Sogleich segelten einige

*) Im Helgolandischen heißt es naiv und ausdrucksvoll: „macket jäm beestig (bestialisch) völl S.“ —

vierzig Chaluppen, Schniggen und andre Fahrzeuge nach dem Schiffe und fanden dasselbe schon von dem Volke verlassen. Die Helgolander öffneten demnach die Lucken, und sahen, daß das Schiff zum größten Theil mit Oel beladen war, fanden aber die Oelfässer so groß und schwer, daß sie dieselben nicht in ihre kleinen Fischerböte laden konnten. — Sie arbeiteten demnach mehrere Fässer mit Oel auf das Verdeck, in der Hoffnung, daß Wind und Wellen sich legen möchten. Allein mit der herankommenden Fluth wurde der Wind härter (stärker), die Wogen thürmten sich höher, und das Schiff sank mit der schweren Ladung immer tiefer in den Sand hinein, bis die Wellen von der hohen Fluth begünstigt, sich des Verdecks bemeisterten, die Oelfässer, welche auf dem Verdecke lagen, über Bord schlugen und das Schiff auf die Seite warfen, so daß selbst das Volk von den Fischerchaluppen in Gefahr waren, ihr Leben zu verlieren, und deshalb in die zunächst an der Seite des Schiffs liegenden Böte sprangen. Diese wurden dadurch überfüllt und dem Sinken nahe gebracht. Jetzt bot sich dem Auge ein furchtbarer Anblick dar. Fischerchaluppen, Jöllen und allerlei andere Fahrzeuge, trieben in der ungeheuren Brandung umher, und wurden bisweilen zwischen treibenden Oelfässern eingeklemmt, welche sie, obzwar

ihr Leben in Gefahr schwebte, doch zu erhaschen suchten. Das weißschäumende Meer hatte einen schwarzen Ueberzug von unzähligen Böten, die sich auch von der benachbarten Küste in großer Zahl eingefunden hatten, und sich trotz der Meereswuth anstrengten, einiger Oelfässer habhaft zu werden. Ein Boot, welches mit zwei von diesen Fässern beladen war, sank unter. Ein anderes Boot warf der Mannschaft Stricke zu, und holten dieselben auf diese Art in ihr Boot über. Eine andere Chaluppe hatte ein großes Oelfaß ins Schlepptau genommen, um dasselbe nach einer Sandbank zu bugsiren, die der Küste näher lag, und es dann dort möglicherweise an Bord bringen zu können. Aber unglücklicherweise wurde dieses Boot durch eine Sturzsee an ein anderes geworfen, und stark beschädigt dem Sinken nahe gebracht, so daß sie das Oelfaß aufgeben mußten, und die Mannschaft mit genauer Noth ihr Leben retten konnten. Ein drittes Boot ruderte durch die hohe Brandung, mit einem Fasse Oel hinten angebunden, um Neuwerk *) zu erreichen. Das Faß schwamm tiefer als das Boot, stieß auf den Grund und ging in Trüm-

*) Dieser letzte Ort an der Elbmündung noch über Curhaven hinaus, heißt bei den Helgolandern „dät Werk", (das Werk).

mer. Ein viertes erreichte mit unzähliger Mühe und Anstrengung eine trockne Sandbank, die nur bei sehr hoher Fluth vom Meere überschwemmt wird. Hier wollten sie die kommende Ebbe abwarten, um alsdann, wenn das Boot mit dem Faß Oel auf der trocken liegenden Sandbank fest säße, das letztere durch untergelegte Bretter auf das Boot zu rollen. So arbeiteten sie denn auch durch Hinaufrollen mittelst Unterhölzern das Faß bis an den Oberrand des Boots. Allein da das Faß sehr schwer war, und die Unterlagen von dem Oele glatt wurden, so geschah es, daß, als sie schon im Begriff waren, das Faß umzudrehen und ins Boot niederzulassen, dasselbe plötzlich ausglitt und mit einer solchen Gewalt auf die Sandbank zurück fiel, daß es auseinander barst und in Trümmern ging. Sprachlos stand das Volk bei einander und sahen mit Betrübniß eine vierundzwanzigstündige Mühe und Arbeit in Trümmern liegen. Bis auf die Haut durchnäßt, ohne Essen und Trinken, ermattet von einer schlaflosen Nacht, sahen sie für alle Anstrengung die Frucht derselben vor ihren Augen in den Sand verrinnen, und nur der Trost blieb ihnen, daß kein Mann durch das Fallen des Fasses zum Krüppel geschlagen worden war. Nun auf allen Gewinn verzichtend, suchten sie Schutz bei Neuwerk, wo schon

mehrere Böte angekommen waren. Aber die menschenfreundliche Aufnahme des dortigen Voigtes war doch nicht im Stande, alle mit Lebensmitteln zu versehen, da einige hundert Menschen zu sättigen, ihm unmöglich war. Da nun der noch immer anhaltende Sturmwind es ihnen unmöglich machte, nach Helgoland zurück zu kommen, so entschlossen sie sich, bei niedrigem Wasser zu Wagen, welche von den Bewohnern Neuwerks hergegeben wurden, nach Curhaven zu fahren, um von dort Lebensmittel zu holen, welches auch glücklich gelang. So ein kläglich Ende nahm diese abentheuerliche Fahrt, auf der sie acht Tagen von Helgoland abwesend gewesen waren, Hunger und schlaflose Nächte erdulbet, ihre Kleider abgerissen hatten, und wobei nur für Einige ein sehr kärglicher Gewinn, bei den Meisten noch Verlust obendrein abgefallen war. Daraus man ersehen kann, wie mühe- und gefahrvoll unser Leben und wie bei alle dem unser Verdienst doch ein sehr geringer ist. — Ich will davon noch ein ander Beispiel erzählen.

Die beiden Monate Juli und August dieses Jahres (1838) ist das stürmische Wetter anhaltend und vorherrschend gewesen. Absonderlich im August war die Luft feucht und naßkalt, von schweren Regengüssen begleitet. Da aber Regen und Wind Schwester und

Bruder sind, absonderlich in der Nordsee sich einander die Hand bieten, so artete der letztere bisweilen förmlich in Sturm aus, wobei das Meer wüthete und tobte, und gar oft Schiffswrakholz an den Strand der Insel trieb. Allein das schrecklichste Schauspiel bot sich dem Auge dar eines Nachmittags den 29. August.

Ein kleines zweimastiges Schiff kreuzte bei Norden der Insel im Kampfe mit dem heftigen Sturme und den furchtbar tobenden Wellen, um die hiesige Rhede oder Hafen zu gewinnen. Aber ach! als es *) dem Lande näher kam, gewahrten sie die ungeheuer (beestig) hohe Brandung auf den Klippen **) an der Nordseite der Insel. Da wendete es alle Kraft an, die ihm bei dem brausenden Sturm in der hohen See nur durch kleine Segel zu Gebote stand, diese gefährlichen Klippen zu umschiffen (Helgol.: um diar boppen tu kömen). Aber umsonst war alles Mühen und Anstrengen. Die schrecklich hohe Brandung von der ersten Reihe Klippen, durch welche das Schiff hindurch mußte, warf dasselbe zu mehreren Malen auf die Seite, daß wir glaubten, es stände nicht wieder auf. Allein es widerstand doch jedesmal dem

---

*) Der Autor betrachtet das Schiff im Verfolg immer als Femininum und sagt »sie«. Im Helgol. Texte: „hi«.

**) Im Helgoland.: upp dü Brunn or Kleppen.

Wurf der schrecklichen Wellen. *) Schon hofften wir das Schiff sicher in den Hafen einlaufen zu sehn. Noch durch eine Reihe von Klippen hatte es durchhinzusetzen, auf denen die Wellen mit einer Kraft brandeten, der nicht zu widerstehn war. Das Schiff kämpfte fort mit kleinen Seegeln, dem Anscheine nach mit seiner letzten Kraft. Aber das Schicksal des tapfern Volks war entschieden. — Eine furchtbare Sturzsee rollte heran. Sie warf das Schiff mit solcher Kraft das Unterste zu Oben, daß es vor den Augen aller der vielen Zuschauer, welche am obern Rande des Felsens **) standen, verschwand und nicht wieder zum Vorschein kam.

Welch ein schauerlicher Anblick! So nahe am Ziele der Rettung mußten diese braven Seemänner ihr Grab in den tückischen Wellen gewinnen!

Das Meer schien nach dieser fürchterlichen Sturzsee auszuruhen, und die Pinten (Spitzen) von den Masten wurden dem Auge sichtbar. Das war aber auch Alles, was von dem ganzen Schiffe und dem schäumenden Meere empor ragte.

---

*) Im Helgolandischen steht hier ein sehr beziehendes Substantivum die „Seeschmütteng“.

**) Helgol.: „upp de Klävkant.

Zwei Tage nach diesem schrecklichen Vorfalle, als der Sturm sich gelegt hatte, und das Meer zu seiner gewöhnlichen Ruhe, welche es bei stillem Wetter annimmt *) gekommen war, fuhren einige Fischer nach den hervorragenden Mastspitzen hin, und fanden einen von der ertrunkenen Mannschaft in dem Tauwerk der Masten hängen, in welches er wahrscheinlich, als die große Sturzsee das Schiff erreichte und verschlang, verwickelt worden war.

Traurige Vorfälle der Art sind bei uns sehr häufig, aber in dieser Jahreszeit ein seltenes Ereigniß.

Dreimal bin ich selbst Augenzeuge gewesen, daß ein Schiff in der Nähe **) der Insel und zwar bei Tage, mit Mann und Maus untergegangen ist. Das erste, mit einer Ladung Waizen aus der Eider durch den Holsteinischen Kanal kommend, sank zwei Meilen östlich von der Insel. Das zweite, ein englisches Schiff, von Hamburg nach Schottland bestimmt, von Eis in der Elbe durchschnitten und leck geworden, sank in südlicher Richtung von der Insel. Das Lootsenboot, welches zu Hülfe eilte, kam zu spät und fand anders keinen mehr

*) Helgol.: un dät Meer dünn mädelck giaren uttraut, wenn et stell Wedder bleft.

**) Helgol.: Nayhigkeit.

als den Kapitain und einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Wasser treibend, welche hier feierlich beerdigt wurden. *) Der Prediger **) hielt eine tief eindringliche Rede am Grabe der Ertrunkenen. Mehrere Engländer, die mit zur Leiche waren, hörten die Leichenpredigt (Likpäyting) mit an, welche in englischer Sprache gehalten wurde, und kein Auge blieb trocken:

Das dritte Schiff war das vorhin erwähnte, welches zu Norden der Insel, wie erzählt, verunglückte. Mehrere hundert Badegäste sahen vom Ufer und vom Oberrande des Felsens her das erbarmungswürdige Schauspiel mit an, und wurden von demselben ebenso wie alle Bewohner der Insel, tief erschüttert.

Welchen Eindruck solche Unglücksfälle auf die letzteren und insbesondere auf die Seeleute machen, kann nur ein stiller Beobachter während eines solchen wahrnehmen und beurtheilen. Denn wenn ein Schiff strandet und das Volk ertrinkt, so herrscht ein dumpfes Hinbrüten unter den Seeleuten. Hier und da stehen einige Gruppen, die das Vorgefallene in lautlosen Gesprächen auseinander-

---

*) Helgol.: diar hir na üs Wics ühnsinnelck begrewwen wur.

**) Helgol.: dü Kärkiär.

setzen: wie das Schiff hätte steuern und manövriren müssen, oder wie sonst die Gefahr hätte umgangen werden können. Der Schluß von solchen Unterredungen ist dann gewöhnlich das Bedauern der armen Leute, und mit Hinweisung auf den eignen Betrieb der Spruch, in welchem es heißt: „Heute dir, morgen mir!" *) Wer weiß, wie bald unser Leben dem Meere zur Beute wird.

Verläumderisch **) ist die Beschuldigung, daß von der Kanzel ***) zu Helgoland gebetet wird, die Insel mit Strandungen zu segnen.

Ebenso, daß, wenn ein Schiff während des Gottesdienstes †) strandet, alsdann nicht bloß die Gemeinde aus der Kirche, sondern auch der Pastor von der Kanzel herabeilt, um Antheil an dem Strandgute zu erhalten. Solche frevelhafte Lügen kann nur ein Bösewicht ausstreuen, dem die Schadenfreude aus den Augen luget, wenn er mit frecher Stirn ein ganzes Volk zu verunglimpfen und schwarz zu machen sucht. Jeder vernünftige und rechtlich denkende Mensch wird solche An-

---

*) Helgol.: Dolleng dü, mâren mi.

**) Helg.: en utschmittendes Verwitten.

***) Helg.: „Praytstuhl".

†) Helg.: „unner de Meſſ".

muthungen und Aeußerungen mit Abscheu von sich weisen.

Werden aber hier Schiffbrüchige manchmal von Helgolandern mit Gefahr ihres eigenen Lebens gerettet, dann kann man die Freude aus ihren Augen lesen, und das Bewußtsein eine heilige Pflicht erfüllt zu haben, erhebt sie zu einer heroeischen Begeisterung und zu einem fröhlichen Geist. — Ist aber ein Schiff irgendwo — an der benachbarten Küste mehrere Meilen weit von der Insel gestrandet, und die Nachricht dringt zu Helgoland hinüber, dann eilt jeder zu seiner Chaluppe, Schnigge oder sonstigem Fahrzeuge das er besitzt. Einen Auflauf der Art mit anzusehen wird und muß jeden Fremden überraschen. Es sind nicht mehr diejenigen Seemänner, die vor einer Stunde am Falm *) oder Vorsetzen des Oberrandes des Felsen lehnten und in sorgloser Gleichgültigkeit und einem natürlichen ruhigen Phlegma ihr Pfeifchen Taback rauchten. Nein, der aufbrausende Muth,

*) "üpp Fallem". Falm heißt die lange Gasse am südöstlichen Rande des Felsen, an deren Bollwerk die Helgolander über die Brüstung gelehnt ihre müssige Zeit in stundenlangem Hinausstarren auf die See zubringen. Der gewöhnliche Gruß, der sich dort treffenden ist der: »Falm?« d. h. bist du auch auf dem Falm? Dieser Gruß vertritt den guten Morgen, oder guten Tag. D. H.

das Gefühl ihrer Pflicht und die Begierde, zum Gewinn für Weib und Kinder einen guten Verdienst zu erwerben, der Gedanke, daß ihnen jedwede Minute Verspätung ihren Antheil an den gestrandeten Gütern verringern oder rauben kann, treibt den Helgolander dann zum Jähzorn (Helgol.: Döllheit), und Gott gnade demjenigen, der zu einer Compagnie gehört und zu spät kommt. Oft wird ein solcher mit Verlust seines Antheils bestraft. Das Meer krümmelt und wimmelt nach einer Stunde von allerlei Fahrzeugen, die mit vollen Segeln dem Orte zu fliegen, wo das Schiff gestrandet ist. Sehr oft ist dasselbe schon, ehe sie den Ort erreichen, aus einander gegangen und eine Beute des Meeres geworden, und so kehren sie unverrichteter Sache und verstimmt über die verfehlte Absicht wieder nach Hause und zu ihrem gewöhnlichen Phlegma zurück.

Beharrlichkeit, Ausdauer, ja selbst Kühnheit *) überall wo es darauf ankommt, kann man den Helgolandern nicht absprechen, wenn sie auf der Fahrt begriffen sind. Denn sie kennen ihre Fahrzeuge und Chaluppen genau und wissen daher, was dieselben zu leisten vermögen. Doch hat man Beispiele, daß einige auf

---

*) Im Helg.: »Dichtweesen«.

größeren Schiffen sich ängstlich zeigten und Furcht blicken ließen, — zum großen Bewundern der übrigen Mannschaft; — also ein abermaliger klarer Beweis, daß es Ausnahmen von der Regel giebt, so wie auch, daß zum rechten Muth Kenntniß und Erfahrung gehört.

Kap. VII.

Veränderung der alten Sitten auf Helgoland seit 1807 und durch die Badeanstalt. — Einige Reste alter Bräuche. — Die Gastfreundschaft. — Lage der Frauen. — Der St. Johannistag.

Die alten Weisen und Sitten der Helgolander haben seit der Besitznahme der Insel durch die Engländer einen mächtigen Stoß erlitten, und seitdem die Badeanstalt sich hier ausgedehnt hat, und von Fremden in der schönen Jahreszeit zahlreicher Besuch statt findet, hat sich darin vieles anders gestaltet. Ob zwar die meisten Einwohner nach der Badezeit zu ihrer vorigen Handthierung und Lebensweise zurückkehren, so bleibt doch bei manch Einem etwas Vornehmthun fest kleben.

Früher war es allgemeiner Gebrauch, daß wenn ein oder der andere Nachbar Feuerung *), sie mochte in Brennholz oder Torf **) bestehen, erhielt, die ihnen zunächstwoh-

*) Helg.: „Jahleng“.
**) Helg.: „Türrew.“

nenden Nachbarn mit ihren Säcken erschienen, und ihnen die Feuerung in denselben vom Strande her die große Treppe *) hinauf tragen halfen. Auf diese Art half jeder dem andere, und jeder kriegte seinen Winterbedarf an Feuerung frei und ohne Trägerlohn in's Haus. Jetzt hingegen ist dies nur bei den Wenigsten **) noch der Fall. Der reiche Mann hat es nicht nöthig, und die da reich scheinen wollen, schämen sich zu tragen, da denn der Arme für Geld trägt.

Aber die Fleißigen, Arbeitsamen und Thätigen helfen und unterstützen sich noch immer gegenseitig***) nach alter Sitte und stehen sich gut dabei.

Wenn eine Hausfrau dieser letztgenannten mit ihrer häuslichen Arbeit nicht durchkommen kann und so überhäuft ist, daß dadurch ihr Mittagsessenkochen unterblieben ist, alsdann läuft sie zu ihrer Nachbarin und klagt, daß sie für ihren Mann kein Mittagsbrod klar (in Bereitschaft) habe, wenn derselbe von der Fischerei oder sonstigen Arbeit zu Hause kommt. Da wird denn sogleich ihr Mann von dem Nachbar genöthigt, mit ihm zu

---

*) Helg.: „dü Börrig“.
**) Helg.: »bü dü Menster« (bei den Mindesten).
***) Helg.: »arker«.

Mittag zu essen. Bald tritt der umgekehrte Fall ein, daß die andre Nachbarin nichts für ihren Mann zu essen hat, wo denn dieser wieder zu der ersteren eingeladen wird, und so denselben Vortheil genießt; — diese uralte Sitte gilt noch bei gar manchen bis auf den heutigen Tag.

Die Gastfreundschaft hat sich durch alle Zeiten und Umänderungen hindurch oben gehalten, und sie ist den Armen wie den Reichen heilig. Wenn ein armer Fischer zufällig mit einem Fremden auf dem festen Lande bekannt geworden ist, und der letztere hier zum Besuch herüberkommt, dann ist die Aufnahme nicht allein, als wenn er zur Familie gehört, oder Verwandtschaft von ihm ist, — nein! der Fremde *) wird über Vermögen und Kräfte **) des Fischers begegnet und gepflegt. Das einzige Bett des Mannes und der Familie wird ihm eingeräumt, der Mann und sein Weib schlafen während dem unter dem Dach ***) ihrer Hütte oder auf der Erde. Essen und Trinken, wie es zu andern Zeiten

*) Der Autor setzt hier im Helg. so wie im Hochdeutschen den Nominativ.

**) Helg.: „aver Vertienst“.

***) Helg.: „änner dü Ucken“. Ein Ausdruck, der auch im Plattdeutschen der Uckermark gang und gäbe ist.

nicht auf den Tisch kommt, wird angeschafft, wenn es auch zusammengeborgt und geliehen werden müßte, und oft die ganze Familie nachher dafür krumm liegen muß.

Der Fremde, der zum Erstenmale zu uns herüber kommt und sich am Strande von zudringlichen Jungen umzingelt sieht, während die Männer von ferne mit finsterm *) Gesichte d'rein schauen, wird und muß denken: das ist doch ein rohes Volk. Wird er aber näher mit den Männern bekannt, dann findet er es gewiß ganz anders. Der finstere Blick derselben gilt theils dem schlechten Betragen der Jugend, theils sind die Seeleute von Natur zurückhaltend in ihrer Weise und daher ist ihnen Zudringlichkeit fremd.

Der finstere Blick der Männer hat auch gar oftmalen darin seinen Grund, daß sie ohne Beschäftigung sind, und es für sie nichts zu thun und keinen Verdienst giebt, indem die Hauptfischerei während der warmen Jahreszeit aufhört, und sie während der Badezeit gezwungen sind, still umher **) zu gehen. Sobald sie aber beschäftigt werden, kommen sie einem jeden mit einem aufgeheiterten Gesicht entgegen, sind freundlich und

---

*) Helg.: "junck".
**) Helg.: "ombi."

fröhlich in ihrem Berufe, und zufrieden mit ihrer beschränkten Lage und ihrem knappen Verdienst. Aber das heranwachsende junge Volk *), so lange sie noch nicht in den Fischer-Compagnieen oder von Amtwegen eingestellt, sondern sich selber überlassen sind, betragen sich oftermalen grob und ausgelassen, so daß oft darüber Klage geführt wird, was denn freilich sehr zu bedauern ist. Doch sobald sie in der Compagnie zur Ordnung angehalten werden, bessert sich ihre Aufführung, und jedes Ereigniß, welches sie an ihr früheres Verhalten erinnert, macht sie beschämt.

Doch giebt es leider Manche, welche unverbesserlich bleiben, aber dann auch noch als Mann bei jedem Fremden zudringlich sind, und aldann von jedem rechtlich denkenden Einwohner verachtet werden.

Die Frauen, welche Seearbeit haben und deren Mann Fischer ist, sind, so lange die große Fischerei anhält, Sclaven. Keine Ruh weder bei Nacht noch bei Tage: — die schweren Lasten die große Treppe auf und nieder zu tragen — dem Mann aufzupassen (aufzuwarten), ihn mit trocknen Kleidern zu versehen — die Kinder rein zu halten — das Kartoffelland zu bearbeiten —

---

*) Helg.: »dü jong upwackſen Gaſten«.

kurz den ganzen Hausstand fortzusetzen. — Da dies Alles auf einer Frau ruhet, so kann sie wohl mit Recht eine Sclavin genannt werden. — Schon der kleinen Mädchen *) Spielzeug besteht aus einem Paar kleinen Wassereimern und einer kleinen Mullge, und wenn der Vater von Hamburg heim kommt, so ist es eine große Freude für das Kind, wenn er ihnen dergleichen als Spielzeug mitbringt. Sie wissen dann noch nicht, daß dasjenige, was nun ihr Spielzeug ist, nachher wenn sie erwachsen, ihr Lastträger wird. Eine Mullge und ihre Wassereimer sind ihr tägliches Geräth **), womit sie arbeiten muß und das sie zur Sclavin macht. Allein sie weiß es anders nicht, als daß es sich so gehört und führt ihre schwere häusliche Arbeit unverdrossen fort.

Ja, oftmals trifft es sich, daß der Mann mit seiner Frau zugleich die große Treppe hinaufgeht, — der Mann ledig und sein Weib mit einer schweren Last auf den Schultern. Wenn da nun auch der Mann ihr die Last ab und auf seine Schultern nehmen will, so läßt die Frau doch das nicht zu, und fühlt ihre Ehre augegriffen, als wenn sie nicht tragen könnte, indem nun einmal die

---

*) Helg.: dü läpt Fameln.

**) Helgol.: Rendschepp.

Einrichtung von alten Zeiten her so besteht, daß der Mann zur See und die Frau das Land und die häusliche Arbeit besorgen und verrichten muß.

Doch so lange als sie sich im Mädchenstande befindet *), geht die Arbeit heiter und vergnügt von Statten, tritt sie aber in den Ehestand, dann vermehrt sich ihre Sorge und sehr oft leidet ihre Gesundheit, ohne daß die Ursache von ihr bemerkt wird.

Der St. Johannistag wird hier allein von den Fischermädchen, die bei der Fischerei angestellt sind **), gefeiert. Wenn dieser Tag auf einen Alltag in der Woche fällt, so wird der nächste Sonntag der Hauptfeiertag, weil die Fischermädchen während der Zeit des Fischfanges keinen andern Ruhetag haben, als den Sonntag. Eine Woche vorher wird schon jeden Abend, wenn die Fischerei gethan ist, von ihnen Arm in Arm mit einander spazieren gegangen, und in dem Hause, wo sie sich versammeln die ganze Nacht hindurch gesungen und getanzt. Jede Anzahl Mädchen, die zu einer Fischer-Compagnie ge-

*) Helg.: »es jü Famel es«.

**) Denselben Ausdruck braucht der Autor auch im Helgolandischen.

hören, hat ihr Haus appart für sich. Auf den Sonntag wird (dort) zu Mittag gegessen und dann den ganzen Nachmittag spatzieren gegangen und Caffee nebst Thee getrunken, wobei sie ihre besten Kleider anhaben. Des Abends geht es nach dem Tanzhause *), was ihr größtes Vergnügen und Freude ausmacht, und wo bis zwölf Uhr getanzt wird. Da ihnen die Zeit zu schnell **) verläuft, und der St. Johannistag ihr einzigster Freudentag im ganzen Jahre ist, so gehen sie die übrige Hälfte der Nacht Truppweise straßauf- und ab- spatzieren, singen alle Lieder, die sie nur erdenken können, und verüben manchmal allerlei Ausgelassenheit. Am folgenden Tage müssen sie dann wieder an ihre Arbeit, und Alles tritt in sein voriges Gleis, als wenn nichts vorgefallen wäre.

---

*) Helg.: „ühnt Springhüß."

**) Helg.: „tu gau".

Kap. VIII.

Die Sandinsel bei Helgoland. — Ihre Losreißung von Helgoland. — Früherer und gegenwärtiger Umfang. — Gefahr ihrer baldigen Vernichtung. —

Die Sandinsel *) ist die Hauptnahrungsquelle für die Bewohner von Helgoland. Ehemals groß und von einem ausgedehnten Flächeninhalt, wurde sie durch eine hohe Fluth in der Nacht zwischen Sylvester 1699 und Neujahrsmorgen 1700 von der Hauptinsel Helgoland geschieden, und bei ihrem Erwachen gewahrten die Einwohner mit Angst und Schrecken, daß die wild thürmenden Wellen **) sich eine Bahn gebrochen und eine aus Norwesten kommende Fluthströmung mit Riesenkraft, von anhaltendem Sturmwinde gejagt, eine Meerenge oder ein „Gottell" zwischen dem Lande (Helgoland) und der Sandinsel bildete.

---

*) Helg.: „dü Hallem".

**) Helg.: „dü thornhog Bräcksee".

Ob nun zwar nachher — bei östlichem Winde, mit der Ebbe und niedrigem Wasser — trocknen Fußes nach der Sandinsel gegangen werden konnte, so blieb doch dieses nur kurze Zeit möglich, denn die anhaltenden westlichen Herbstwinde vernichteten auch die letzte Hoffnung, die Sandinsel wieder mit der hohen Masse von Helgoland verbunden zu sehen.

Jetzt, nach einem Zeitraume von 139 Jahren, ist die Meerenge zwischen beiden Inseln von Strand zu Strande, bei mittelmäßigem Winde eine viertelstündige Fahrt breit, und die Tiefe in der Mitte bei gewöhnlicher Fluth *) zwischen 15 bis 16 Fuß.

Daß die Abnahme des Umfangs der Sandinsel in einer Zeit von 93 Jahren nicht beobachtet und durch Messungen bestimmt ist, muß sehr auffallend sein, indem nichts Schriftliches darüber vorhanden ist. Erst die dänische Regierung, wahrscheinlich durch die Vorsteher von Helgoland auf die Abnahme beider Inseln aufmerksam gemacht, schickte einen Ingenieur von Koppenhagen hierher, welcher Messungen vornahm. Allein auch über diese Messungen ist in den hiesigen Protocollen nichts niedergeschrieben, da dieselben nichts anders als gerichtliche Ab-

---

*) Helg.: »bi Daglickstidd«.

fassungen und Urtheile enthalten. Die Resultate jener Messungen des dänischen Officiers vom Jahre 1793, sind nur durch dessen damaligen Assistenten, Laß Friedrich Laßen, zur Kenntniß der Helgolander gekommen, der dieselben für sich selbst notirt hatte. Nach dieser Messung nun also betrug: 1) die Sandinsel mit Hügel und Grashalmen bewachsen im Jahre 1793:

	Länge 1784 Ellen.
2) Das Vorland ohne Halm	400 Ellen.
3) Die Länge im Ganzen also	2184 Ellen,
4) die Breite im Ganzen	1080 Ellen.

Im Jahre 1820 betrug:

1) Die Länge mit Hügel und Graswuchs	1170 Ellen,
2) das Vorland dazu	490 Ellen.
3) Die gesammte Länge also	1660 Ellen,
4) die Breite im Ganzen	700 Ellen.

Im Jahre 1835 betrug:

1) Die Länge mit Hügel und Gras .	732 Ellen,
2) das Vorland dazu	732 Ellen.
3) Die gesammte Länge also	1464 Ellen.
4) Die Breite mit Hügel und Gras .	230 Ellen,
5) Vorland dazu	136 Ellen.
6) Die ganze Breite also	366 Ellen.

Im Jahre 1840 betrug die Länge mit Hügel und

Gras 915 Ellen und die Breite mit Hügel und Gras 250 Ellen *).

Da es nun durch diese Messungen so hell wie der Tag ist, wieviel die Sandinsel in Zeit von 47 Jahren verloren **) hat, so ist es ebenso einleuchtend, daß das gänzliche Verschwinden der sandigen Hügel ***) nicht mehr fern sein kann, wenn anhaltende Stürme mit Neu- oder Vollmond, hohe Springfluthen verursachen, der ungeheure Wellenschlag die sandigen Hügel untergräbt und in Massen verschlingt, indem See und Wellenschlag immer mehr Spielraum gewinnen, je schmaler die Insel wird, wo dann die furchtbare Kraft der Wogen †) von beiden Seiten den sandigen Strand locker macht und in's Meer hinausführt.

Verwichnen Winter, den 2ten Januar 1839, bei einem heftigen Sturme, signalisirte ein dreimastiges Schiff um Hülfe. Die Lootsen sahen keine Möglichkeit durch die hochthürmende See zu kommen.

---

*) Länge und Breite des Vorlandes hat der Verf. nicht angegeben.

**) Helg.: »verlässen«.

***) »Haiker« im Helgol.

†) Gemauer im Helg.: »Düneng en Bräckseen«.

Das Schiff blieb also die kommende abenschwarze Nacht hindurch ohne Hülfe. Bei Tages Anbruch *) gewahrte man genanntes Schiff entmastet zu Osten der Insel vor Anker liegend. Da der Sturm sich ein gut Theil gelegt hatte, so eilten zwei Lootsenschaluppen sogleich nach dem Schiffe, fanden aber dasselbe bereits im sinkenden Zustande. Ihre Pflicht war dem zu Folge die Menschen zu retten. Allein hier stellten sich andere Schwierigkeiten dar. Das Schiff war ein Russisches, kam von Odessa mit einer Ladung Roggen, und war unter strenger Quarantaine. Was war zu thun? - Menschenleben zu retten galt für die erste und höchste Pflicht. Die Helgolander entschlossen sich daher, sich mit der Schiffsmannschaft absperren zu lassen. Sie segelten mit ihren Lootsenböten und der ganzen Schiffsmannschaft zuerst nach der Rhede von Helgoland, wo ihnen die Ordre ertheilt wurde, nach der Sandinsel zu fahren, wohin ihnen Lebensmittel gebracht werden sollten. Nun denke man sich aber die Lage dieser Seehelden: zwanzig Lootsen und sechszehn Männer von der Schiffsbesatzung, zusammen sechs und dreißig Personen, waren in einer kleinen hölzernen Hütte eingeklemmt. Obzwar ein kleiner Feuerheerd

---

*) Helg.: »Uhn die Bräcken von dü Day«.

zum Kochen vorhanden war, so war doch der Raum für eine so große Anzahl Menschen zu beschränkt, und noch dazu war es mitten im Winter. Vor Kälte fast erstarrt, drängten sie sich des Nachts gepreßt zusammen, um sich gegenseitig zu erwärmen. Aber das war noch nicht Alles. Nach einigen Tagen stellte sich wieder stürmisches Wetter ein, das sich zum Orkan steigerte. Die Fluth stieg zu einer ungewöhnlichen Höhe. Alles Vorland der Sandinsel ward von den Wellen überschwemmt. Schon wurden durch Orkan und Wellen einige Hügel mit fortgerissen. Das Meer kam ihrem Zufluchtsorte schon von beiden Seiten bedrohlich nahe. Die einzige Hoffnung war ihr Lootsenboot. Aber wie sollten sie, falls die Fluth noch höher stieg, durch die hohe Brandung hinkommen? Nur der Trost blieb ihnen, daß es damals nicht Springfluth war, sonst wäre die Gefahr noch schrecklicher gewesen. Erst nach einigen Tagen, als der Sturm sich bereits gelegt hatte, stellte sich die Springfluth ein.

Nachdem endlich die festgesetzte Quarantaine überstanden war, eilten diese zwanzig Lootsen zu den Ihrigen und vergaßen alles Elend und Ungemach in dem freudigen Bewußtsein Menschenleben gerettet zu haben.

Wie wichtig demnach auch in dieser Hinsicht die Sandinsel nicht allein für die Bewohner Helgolands, sondern

auch für Fremde und Schiffbruchleidende ist, erhellet aus dem Erzählten wohl deutlich genug. Ich schließe daran noch die Erzählung eines ähnlichen Vorfalls, obzwar derselbe nicht von so großer Bedeutung ist.

Der 20ste August 1839 wird für alle damals auf unsrer Insel anwesenden Badegäste, sowohl Herren als Damen, noch lange im Andenken bleiben. So wie der Morgen sich lichtete, die Nachtschatten *) sich vom Meer zu trennen anschickten, und die prachtvolle Sonne aus dem östlichen Horizont **) emporstieg, verschleierte sich die Luft im Westen mit einer aschgrauen Farbe, die einen herannahenden Sturm zu verkünden schien. Aber da man in dieser Jahreszeit gar keinen Sturm erwartete, so wurde, ohne die drohende Luft zu berücksichtigen, die alltägliche Fahrt, wie gewöhnlich, mit Badegästen nach der Sandinsel fortgesetzt. Doch kaum war ein Drittheil der Badenden wieder nach der Hauptinsel zurückgekehrt, als der Wind sehr heftig wurde und nach einer halben Stunde zum Orkan heranwuchs, daß das Meer zu toben begann. Die Fährleute fanden es unmöglich, die große Anzahl der noch im Bade begriffenen und auf der Sandinsel be-

---

*) Helg.: »dü Naagtskömm«.

**) Helg.: »Kemmen«.

findlichen Personen zurückzuführen, und sahen sich gezwungen, auf der Sandinsel zu bleiben. Nun denke man sich aber die Lage der vornehmen Herren und Damen, die an alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten gewöhnt, jetzt in dem sehr beschränkten Raume des kleinen hölzernen Pavillons eingeklemmt waren, da Wind und Regen es nicht gestatteten, unter freiem Himmel zu kampiren. Die Noth stieg, so wie der Sturm anhaltend zu werden schien. Man denke sich auch nur: zweihundert Menschen im engen Raumen stehend zusammengepreßt, sonst der Ruhe nach dem Bade bedürftig, jetzt nicht einmal im Stande, sich einen Sitz zu verschaffen, um dem ermatteten Körper ein wenig Ruhe zu gönnen, und dann der Gedanke, nicht allein am Tage in einer so unbequemen Stellung zu bleiben, sondern auch die kommende Nacht in solcher drückenden Lage zu verharren! Guter Rath war theuer. Alle Anerbietungen an die Fährleute, sie von der Insel wegzubringen, waren vergebens, da die Wellen viel zu hoch anschlugen, um vom Strande abzukommen. Lebensmittel waren genug vorhanden und die Mittagsstunde längst vorüber, aber die Furcht vertrieb den Hunger, und so im Schrecken, zwischen Furcht und Hoffnung verliefen d r e i Stunden, als der Wind sich etwas legte und die Wellen, obschon noch sehr hoch, doch

matter an das Ufer schlugen. Sogleich eilten mehrere Böte mit doppelter Mannschaft zu der Sandinsel hinüber, um die ängstlich Harrenden aus ihrem Prison zu erlösen.

Uebrigens war die Lage derselben keiner Wege lebensgefährlich, wie das wohl hier und da übertrieben worden ist, denn der Gastwirth P. C. Reimers wohnt mit seiner Familie, so lange die Badezeit dauert, auf der Sandinsel, und legt sich allnächtlich mit Weib und Kindern ruhig zu Bette, ohne Furcht vor Ueberschwemmung, so lange die Hügel bestehen. Nur durch die zu große Anzahl von Badegästen entstand Unbequemlichkeit, denn da die meisten derselben noch im Laufe des Nachmittags nach der Sandinsel übergeführt waren, blieb ein kleiner Theil der Fremden freiwillig auf der Sandinsel zurück, um am nächsten Morgen den kraftvollen Wellenschlag beim Baden zu genießen, falls die Ueberfahrt wieder Schwierigkeiten haben sollte.

Auch ist die Sandinsel von jeher ein Asyl für Schiffbrüchige gewesen, die dort gestrandet, und wird es auch ferner noch sein, wenn die Hügel nicht durch Meereskraft fortgerissen werden. Und sollte dieses unglückliche Ereigniß eintreten, so wird die Sandinsel als Sandbank lange noch als Schutzwehr unserer Rhede bei östlichen Winden

bleiben, indem bei solchen Winden mehr Ebbe als Fluth bei Helgoland vorherrschend ist, wodurch der niedrige Strand der jetzt als Vorland dient, trocken über dem Meere liegen bleiben wird. Dagegen wird er mit vorherrschenden Westwinden bei jeder hohen Fluth überschwemmt, und daher für Schiffbrüchige lebensgefährlich werden.

Allein alle Maßregeln, welche etwa um das gänzliche Verschwinden der Sandinsel zu verhüten genommen werden könnten, liegen außer der Kraft der hiesigen Einwohner, weil eine gänzliche Umzäunung mit Pfählen oder ein Steindamm große Summen erfordern, und auch dann noch, falls solch ein Werk nicht in ausgedehntem Umfange ausgeführt würde, der gewaltige Andrang der hohen Fluthen und der Strömung, die einen furchtbaren Wellenschlag herbeiführen und den sandigen Grund untergraben, leicht den Umsturz der Pfähle oder des Steindammes nach sich ziehen würde.

Daher der ängstliche Hinblick der Helgolander auf die Sandinsel, deren Erhaltung als nothwendig jedem Einsichtsvollen einleuchtend ist, während die abschreckend großen Kosten ihn seine Ohnmacht fühlen lassen, und er mit Grauen an das Ereigniß denkt, wenn der letzte Sandhügel vom Meere verschlungen, die Hauptnahrungs-

quelle der Helgolander versiegen macht, wo alsdann drükkende Armuth unvermeidlich über das Volk hereinbrechen muß. Ich schließe dieses Kapitel mit dem Wunsche, daß die Sandinsel noch lange durch Gottes Gnade unser Broderwerber bleiben möge!*)

*) Hier hört im Mscpt. die begleitende Darstellung in Helgolandischer Mundart wieder auf, und der Autor bemerkt unterm 13. August 1840: „Es wird nur in der deutschen Sprache fortgefahren.“

Kap. IX.

Die Fischerei der Helgolander. — Vorbereitungen dazu. — Köder für den Schellfischfang. — Beschreibung der Fischgeräthschaften. — Religiöse Gebräuche beim Fischfange. — Betrag des jährlichen Gewinnes der Fischercompagnien. —

Die hiesige Fischerei wird in diesem Jahre (1840) mit achtundfunfzig Fischerbooten oder in unserer Mundart „Schlupen" (Chaluppen) betrieben, die in Compagnieen geordnet sind. Jedoch giebt es auch einzelne Schlupen, die für sich allein, d. h. für eigene Rechnung des Besitzers, dies Geschäft treiben.

Jedes Boot wird mit vier Mann bemannt. Einige Compagnieen haben vier Böte, die meisten drei, andere nur zwei dergleichen. Jeder Fischersmann, der auf ein volles Part oder Antheil engagirt ist, muß acht vollständige Fischerleinen in Bereitschaft halten. Jede solche Fischerleine ist 350 Faden lang, in sieben Abtheilungen; jede Abtheilung von 50 Faden oder Klafter zu sechs Fuß Länge. An jeden Faden dieser gedachten Fischerleine wird

ein Angelhacken befestigt, der an einer dünnen Angelschnur von vier Fuß Länge befindlich ist, welche aus dem feinsten Hanf, hier von unseren Frauen und Mädchen gesponnen, gedreht ist. Da sieben Abtheilungen eine Fischerleine ausmachen, so enthält eine solche Leine 336 Angeln, deren Werth 14 Mark Hamb. beträgt. Jedes Boot führt gewöhnlich zwölf Fischerleinen zum Fischfange mit sich, deren Angelzahl 4032 beträgt, die zusammen einen Werth von 168 Mark Hamb. Cour. ausmachen, abgerechnet noch die kleinen Fischeranker, welche an den Leinen befestigt, und mit denselben in's Meer hinabgelassen werden, um an dem Grunde fest zu halten.

Im Frühjahre, wenn die Fische erst gesucht werden müssen, wo dann der Fang zuweilen nur kärglich ausfällt, führen die Böte gegen 18 bis 20, ja einige auch 24 Fischerleinen mit sich, und sind oft 18—20 deutsche Meilen von der Insel Helgoland entfernt, so daß große Schiffe, die ihnen begegnen oft darüber in Erstaunen gerathen, so kleine, offene Böte, mehrere Tage lang hintereinander mitten im offenen Meere anzutreffen, und in der ersten Aufregung glaubten, diese kleinen Schlupen herrenlos treibend zu finden, bis sie dann bei näherer Untersuchung dieselben in der größten Thätigkeit beim Fischfange sahen.

Die religiösen Gebräuche, welche von alter Zeit von unseren Vorfahren her noch obwalten, und die jeder Fischer treu bewahrt und heilig hält, nehmen ihren Anfang, sobald die Boye oder Fischertonne ausgeworfen ist. Dieselbe ist mit eisernen Reifen versehen und auf derselben ein langer Stock befestigt, an dessen Spitze ein lederner Flügel festgenagelt ist. Diese Flügel haben verschiedene Abzeichen, da jede Compagnie ein besonderes Abzeichen haben muß, um sich bei Signalen gegenseitig zu erkennen, auch, falls die Leinen bei dem Einziehen brechen, oder bei plötzlich überraschendem Sturmwinde abreißen sollten, die zuerst in's Meer gelassene Leine, mit vorerwähntem Abzeichen auf der Tonne, wieder aufsuchen, und jeder sein Eigenthum durch dieses Abzeichen wieder erkennen zu können. Die Tonne ist auf diese Art entweder mit einem eingeschnittenen Kreuze, oder mit einem Dreieck, Viereck, Rund, Oval, oder mit Doppelflügeln, einem über dem andern, geziert.

Diese Tonne ist das erste Merkzeichen, wenn man die Leinen zum Fischen auswerfen will, und wird an einer etwas dickeren Leine, als die Angelleinen sind, an einen kleinen Anker gebunden. Ebenso auch das eine Ende der Angelleine. Jede Angel ist mit Köder als Lockspeise versehen, entweder mit Robbenleber und Robbenge-

därmen, oder mit Ochsenleber und Sandspieren. Die ersteren liefern die Grönlandsfahrer. Die Ochsenleber einige Schlachter von Haarburg und Altona. Die Sandspieren aber werden, wie ich schon einmal bemerkt habe, im Sommer an unserer Sandinsel gefangen. Die Robbenleber kommt uns sehr theuer, da die Tonne 24 Mark Hamb. C. kostet. Bevor die Fischerei im Frühjahr beginnt, fahren die Fischer nach der benachbarten Küste, um zu Neuwerk oder auf den oldenburgischen Inseln Wangerooge und Langeroge See- oder Sandwürmer zu graben. Diese gebraucht man nämlich, um sie an die Spitze der Angel zu stecken, nachdem diese schon mit Ochsenleber überzogen worden sind, welche zuvor in der salzigen Würmerjauche getränkt ist.

Wird nun die oben gedachte Tonne in's Meer geworfen, so ruft der Vormann, welcher dieses verrichtet: „Alleeft!" ein alt-friesisches Wort, unübersetzbar, soll aber so viel heißen, als um oder mit Erlaubniß von Gott den Segen zu erbitten. Der Schiffer, sobald er des Vormanns Ruf hört, antwortet in unserer Mundart:

„Liat skütt uhn Gott's Nahmen!"

d. h. laßt ihn ziehen in Gottes Namen. Die Leine mit der in's Meer geworfenen Tonne wird nun völlig aus-

gelassen, bis daß der *) kleine Anker kommt, an welchem, wie vorhin erwähnt, auch die erste Angelleine befestigt ist. Diesen Anker überreicht der Schiffer dem zweiten Mann des Boots, der die Angelleine in's Meer zu lassen beauftragt ist. Alsdann ertönt der Ruf:

„Anker!"

der zweite Mann antwortet darauf:

Anker mett Godd, ey komm wehr mett moy Wehr en gudd Fang, en gut Skott, kloar Gesecht, en gudd Verstand en behütten Gudden, en frei van Fassengs, en frei van Mensken!"

Das heißt: Anker mit Gott! Ei komm' wieder mit gutem Wetter, mit gutem Fischfang und gutem Stromzuge — der quer durch die Fischerleinen strömt und die Angeln mit ihren leichten Schnüren von den Leinen frei hält, so daß die Fische mehr Spielraum haben den Köder anzubeißen, wodurch der Fang um so ergiebiger wird;

mit klarem Gesicht — um die andern neben sich fischenden sehen und meiden zu können, damit ihre Leinen nicht in einander gerathen, wobei eine Unzahl von

---

*) Ich bemerke beiläufig, daß der Autor immer das Anker sagt.

Angeln sich verwickeln, der Fang verloren geht, und die Leinen zerschnitten werden müssen; —

mit gutem Verstande — eine Mahnung, mit Ueberlegung zu Werke zu gehen, die Strömung, worauf so vieles ankommt, und den Wind sorgfältig zu beobachten; —

mit behaltenem Gut, ein Wunsch, daß Alles, was in's Meer geworfen wird, wieder in's Boot zurückkomme, ohne Verlust zu erleiden; —

frei von Festhalten, nämlich der Angelleinen am Grunde, daß sie leicht gehoben werden mögen, ohne daß sie an verborgenen Riffen und Klippen fest gerathen und alsdann abreißen, und endlich:

frei von Menschen — daß Einer dem Andern keinen Schaden in der Fischerei zufügen möge, und jeder seinen, ihm durch die Strömung zufällig gewordenen Platz, der zum Fischen erforderlich ist, einnehmen möge.

So wie nun der Anker in den Grund gesenkt wird, ruft der zweite Mann:

„Diar jungter henn!“

das heißt: da geht er (der Anker) hin. Der Schiffer als erster Mann lüftet den Hut oder die Seekappe (den „Südwester“) und betet:

»Heer! — auf dein Wort! Seg'n ühs Aennernehmen!“

d. h. segne unser Unternehmen.

Nun werden alle Angelleinen aneinander befestigt und in's Meer gelassen. Da jede erste Abtheilung eine Leine, mit einem kleinen Anker versehen, hat, so wird jenes obige: „Anker mett Gott“ noch oft wiederholt, ohne jedoch die ganze Gebetsformel herzusagen, so daß bald alle Leinen, bis auf die letzte in's Meer gesenkt sind. Soll dann mit der letzten begonnen werden, so heißt es:

„Backetille!“*)

welches der dritte Mann ruft. Vergißt er, dieses Wort laut herzusagen, so hat er im Nu eine derbe Ohrfeige vom Schiffer an den Kopf, als Warnung, seine Pflicht nicht außer Acht zu lassen, indem der große Bootsanker nun bereit stehen muß, um das letzte Ende der Angelleine daran zu befestigen, worauf dann sogleich die Segel gestrichen werden müssen. Man muß nämlich wissen, daß alle Angelleinen segelnd in's Meer gelassen werden, und wenn dieses zu Ende, der Bootsanker geworfen wird.

Wird nun das Wort „Backetille“ vergessen, so

*) Backetille — ein altfriesisches Wort, unübersetzbar, und wird nur noch beim Fischen gebraucht, als Anzeichen, daß die Leinen zu Ende sind. D. Vfr.

glaubt der Schiffer, der das Steuerruder führt, so wie der zweite Mann, der die Leinen in's Meer läßt, daß noch mehr Leinen vorräthig oder nachzuholen sind, und in dieser irrigen Meinung könnte dann das letzte Ende der Angelleinen, ohne an dem Bootsanker befestigt zu sein, in's Meer geworfen werden, wo alsdann das Ganze verloren wäre. Daher die Ohrfeige als Erinnerung: stets auf der Hut zu sein.

Beginnt nun die letzte Abtheilung von der letzten Leine, die, wie schon erwähnt, aus sieben Abtheilungen besteht, dann ruft der Schiffer:

„'Letzt' Lien geit!" *)

Der dritte Mann, welcher sich unterdessen nach vorne in's Boot begeben, antwortet:

„Vär Mann steit!" **)

Ist nun auch diese letzte Abtheilung in's Meer gelassen, dann ruft der Schiffer:

„Fock ommloog!" ***)

Alsdann läßt man den Bootsanker an den Grund fallen, streicht nun auch das Großsegel, legt den Mast nie-

*) Die letzte Leine geht.

**) Der Vormann steht bereit.

***) Streicht das Vorsegel.

der, und bleibt eine halbe Stunde vor Anker liegen, während welcher Zeit man sich mit einem Stück Brodt und einem Schluck Brandwein erquickt. Ist es aber gutes Wetter, dann wird ein kleiner Kessel voll Kaffee gekocht, welcher ohne Zucker und Milch vortrefflich schmeckt, und aus weißen steinernen Kummen getrunken wird. Denn Kaffeekannen und Tassen werden als überflüssige Waare betrachtet, und würden auch leicht durch das unaufhörliche Schwanken des kleinen Boots zerbrechen.

Nach einer halbstündigen Ruhe wird der Boots-Anker wieder eingezogen. Kommt dann der erste Knoten des Ankertaues, dann ruft der Vormann oder der vierte Mann:

„Knoop tum Jarsten!" *)

der Schiffer antwortet:

„Uehs Herrgott segn' üs met Rochen,
Kablay en Wettleng, dü miarsten!" **)

Kömmt nun der Anker selbst, dann ruft der Vormann:

„Krüz!")

d. heißt Kreuz, weil das Anker ein kreuzartiges Ansehen hat und auch als Symbol der Hoffnung angesehen wird:

*) Knoten zum Ersten.

**) Unser Herrgott segne uns mit Rochen, Kabliau und Schellfischen, die mehrsten, (d. h. die möglichst vielen.)

Der Schiffer antwortet:

„Uehs Herrgott help üs met Glück na
ühs Lieben hen tüß!“

das heißt: unser Herrgott helfe uns mit Glück nach unsern Lieben hin zu Haus.

Nun wird die Angelleine von dem Anker abgelöset, und mit dem Einziehen begonnen. Sobald der Vormann den ersten Schellfisch gewahr wird, ruft er:

„Blank!“

Dieses bedeutende Wort wird oftmals mit Sehnsucht erwartet. Denn so lange beim Einziehen der Leine der erste Schellfisch noch nicht zum Vorschein gekommen, kann man keine Hoffnung auf einen reichen Fang hegen. Der Schiffer, sobald er das Wort „blank“ hört, antwortet:

„Gott sei Dank! Dü hat er well's Gott
allehn nigg wesen!“

d. heißt: der ist will's Gott nicht allein dagewesen. Kommen dann mehrere Fische nach und nach zum Vorschein, dann ruft der Vormann:

„Diar kommt dann en wann jiahn muar!“

d. heißt: da kommt dann und wann einer mehr. Der Schiffer antwortet:

„Ei liats köhm ühn Gotts Namen!
Nogg kannt help!“

d. heißt: Ei laß sie kommen in Gottes Namen; noch kann es uns helfen: nämlich einen reichen Fang zu thun, indem noch viele Angelleinen auf dem Grunde liegen, und die Fische noch anbeißen können — falls der Grund nicht unrein ist von Seesternen, Seemäusen, Austern u. s. w. — Kommen nun zwei Schellfische zugleich, die sich zusammen in ihren Angelschnüren verwikkelt haben, so daß es das Ansehen hat, als befänden sie sich auf einer Angel, so ruft der Vormann:

»Klamm omm!«

d. heißt: Zwei Fische haben sich umklammert! der Schiffer antwortet:

»Ey! dät es en gudd Teeken!« *)

Der Vormann ziehet die Leinen vom Grunde und untersucht jeden Schellfisch, ob derselbe auch recht fest auf der Angel ist. Sobald er aber sieht, daß die Angel **) nur in den Kinnladen oder sonst irgendwo fest gerathen, so daß der Fisch leicht wieder entwischen könne, bevor der Schiffer, der die Fische von den Angeln ablöset und zählt, seiner habhaft werden kann, so nimmt er seinen bereitstehenden kleinen scharfen, eisernen Haken, welcher an

---

*) Ei! das ist ein gutes Zeichen!

**) Der Autor sagt fast durchgängig: »der Angel.

einem dünnen, leichten, hölzernen Stiel befestigt ist, schlägt denselben in des Fisches Rücken, und zieht ihn so in's Boot.

Sind nun vier Leinen eingezogen, alsdann wird der Vormann abgelöset, denn dieser, obzwar ein rüstiger Jüngling, wird doch nur als der vierte Mann gerechnet, und der Name Vormann gilt nur in Bezug auf die Arbeit, welche vorn im Boote zu verrichten, seine ihm allein obliegende Pflicht ist. Dieser wird nun durch den dritten Mann ersetzt, welcher ebenfalls nur vier Leinen einzieht, indem das Einziehen eine schwere Arbeit ist, und alle vier Leinen umgewechselt werden muß. Uebrigens sind immer alle vier Mann beschäftigt, da immer zwei Mann rudern und der „Schiffer" die Leinen in die Mollgen (Mulden) legt, und den eben erwähnten Verrichtungen obliegt.

Sind nun alle Leinen eingeholt, und die vorhin erwähnten Tonnen gleichfalls in's Boot gezogen, alsdann hebt der Schiffer nochmals die Seekappe mit den Worten:

„Gott sei Dank för dinnen Dolleng!
Mahren muahren!"

Das heißt: Gott sei Dank für diese Fische heute! Morgen mehr!"

Nun wird der Mast aufgerichtet, die Segel gespannt und der Heimath zugeeilt. Hier angekommen wird gleich angefragt: wie viel Fische gefangen worden. Ist der Fang ergiebig gewesen, so wird gleich von jeder Compagnie eine Schlupe, mit den von zwei, drei, oder vier Schlupen gefangenen Fischen, nach Hamburg oder Bremen zu Markte gesendet. Die hier zurückgebliebenen Böte fahren den folgenden Tag wieder zum Fischen aus, bis alle Böte versendet. Da aber die Schlupen sehr schnelle Segler sind, so ist es oft der Fall, daß dieselben bei günstigem Winde die Reise in drei Tagen zurücklegen, nemlich einen Tag zur Hinreise, den zweiten zum Markte und den dritten zur Rückreise. Werden sie aber durch Sturmwind auf der Elbe und Weser zurückgehalten, so geht sehr oft das gelöste Geld wieder auf die Neige und die zurückgebliebenen Fischer können bei solchen Wetter auch nicht fischen.

Der Sommerverdienst des Fischers ist im glücklichen Fall zwischen 70 bis 80 Thaler Hamburger Courant. Im mittelmäßigen zwischen 50 bis 60 und im ungünstigsten zwischen 30 bis 40 Thaler. Der Schellfischfang beginnt im Monat März, und hört im Juli auf. Im Herbste fängt er mit October wieder an, und hört mit dem Zufrieren der Flüsse auf.

Der Herbstverdienst ist wegen der stürmischen Jahreszeit selten von Bedeutung, so daß derselbe oft nicht über 20 Thaler für den Mann steigt. Aus dem Allen kann man denn sehr deutlich wahrnehmen, wie kärglich ein hiesiger Fischer zu leben hat. Denn erstlich müssen von dem obigen Verdienst nicht nur alle Fischergeräthschaften bezahlt werden, sondern auch noch 20 Mark an das Mädchen, welche der Hausfrau als Gehülfin bei ihrer Arbeit dient, die Köder auf die Angeln heften, und die Leinen nach dem Strande und von da zurücktragen hilft. Und doch muß selbst für diesen geringen Verdienst oft Leib und Leben eingesetzt werden.

Kap. X.

Häusliches Leben der Helgolander Fischer. — Sorgenvolles Alter. — Verderbniß der Sitten unter der Jugend. — Branntweinpest. —

Durch den kärglichen Verdienst, welchen die Fischerei dem Fischer abwirft, sieht er sich gezwungen, ein sehr beschränktes Leben zu führen, wenn er nicht in Schulden gerathen will. Deshalb sieht er denn auch das ganze Jahr hindurch seinen Mittagstisch nur mit Kartoffeln und Fischen besetzt.

Kommt er aber mit den Fischen nach dem Festlande zu Markte, alsdann erhält er, so lange er sich auf der Reise befindet, seine Kost von der Fischercompagnie, zu welcher er gehört, und hat sich dann auch Fleischspeisen zu erfreuen. Seiner Frau und seinen Kindern aber sind solche Leckerbissen gänzlich fremd, und da sie nichts anders als Fische im Hause haben, so sind sie von Gott und Natur lediglich auf dieselben angewiesen. Die Fische sind entweder in der freien Luft getrocknet, oder gesalzen, oder sie

werden auch frisch, wie sie aus dem Meere kommen, verspeißt. Letztere sind jedoch nur während der Zeit des Fischfanges zu haben. Auch werden die in der freien Luft getrockneten und dann geräucherten hier roh gegessen. Besonders sind die Kinder sehr große Liebhaber davon, welche dieselben fast immer ohne Brod essen, denn das Brod ist sehr kostspielig, weshalb denn damit auch sehr haushälterisch umgegangen wird.

Ist die Fischerei zu Ende, alsdann ist der Mann ebenfalls nur auf diese Kost beschränkt, und gewöhnlich tragen die Fischer immer getrocknete Fische in der Tasche, statt des Brodtes, falls sie irgendwo eiligst etwas auf dem Meere zu thun haben.

Im Herbst und Winter, bei stürmischem Wetter, steht der Mann gewöhnlich einige Stunden vor Tagesanbruch auf, und rekognoscirt am Strande oder oben am Leuchthurm, ob auch Schiffe Signale um Lootsen oder sonstige Hülfe machen. Ist dieses nicht der Fall, so geht er, noch ehe es Tag wird, in seine Behausung zurück und kocht für sich allein eine Portion Kaffee, wozu er ein Stück trockenes Brod genießt. Butter hat er selten dazu, Zucker und Milch niemals, es sei denn, daß er etwas Besonderes verdient hat. Ist er mit seinem Früh-

stück fertig, so eilt er wieder an seinen Posten am Strande, wo er bis 12 Uhr verweilt.

Die Frau kommt nun, wenn der Tag anbricht, ebenfalls zum Vorschein, und genießt mit ihren Kindern ein gleiches Frühstück. Alsdann geht sie an die Arbeit, die entweder in Spinnen oder Waschen, Nähen, Stricken und Kleiderausbessern besteht, und welche sie nur verläßt, um das vorhin erwähnte Mittagessen fertig zu machen, zu welchem sich dann der Mann um 12 Uhr einstellt. Um halb drei Uhr wird Thee oder Kaffee getrunken, und um 7 Uhr Abends Thee mit Brod wie des Morgens. Um 8 Uhr oder spätestens um 9 Uhr legt der Mann sich schlafen. Die Frau hingegen ist noch bis 10 Uhr beschäftigt. Sind aber Schiffe vor Dunkelwerden im Gesicht gewesen, alsdann geht der Mann nicht zu Bett, sondern eilt nach genossenem Abendbrodt wieder an den Strand. Lassen sich keine Schiffssignale am Abend sehen, alsdann macht er mit einem seiner Verwandten oder Freunde Compagnie, der Eine hat dann die Vormitternachtswache bis 1 Uhr. Alsdann löst ihn der Andere ab und übernimmt die Wache bis Tagesanbruch, wo sich der Erste wieder einstellt.

Wird nun durch anhaltenden Fleiß und Thätigkeit sowohl bei der Fischerei als bei dem Lootsenwesen etwas

mehr verdient, als er im Hausstande für gewöhnlich braucht, dann wird das Erübrigte bei Seite gelegt, und glückt es ihm, mehrere Jahre nach einander etwas zu erübrigen, dann wird zum Ankauf eines kleinen Fischerhäuschens geschritten. Hat er nun wieder die Hälfte der Summe erspart, so verzinst er die andere Hälfte zu vier, bisweilen auch zu fünf Procent, wenn es ihm an guten Gönnern fehlt. Ist er nur erst Besitzer von einem schuldenfreien Häuschen, alsdann fehlt ihm nichts mehr zu seinem Glücke. Seine Sorge ist dann nur, die heranwachsenden Söhne ebenfalls in die Fischerei unterzubringen, die ihn dann nachher bei seinen Geschäften unterstützen.

Seine Frau, deren Mutterpflichten sich allein auf die Töchter zu erstrecken scheinen, legt im Stillen für diese etwas bei Seite, falls dieselben früh verheirathet werden. Diese sogenannte Mitgift besteht aus einem vollständigen Bette mit doppelten Ueberzügen. Die Beschaffung dieser Aussteuer, welche nicht auf einmal anzuschaffen ist, und ohne vorhergehende Ersparniß ihr bei schneller Verheirathung der Tochter sehr drückend werden dürfte, ist ihre größte Sorge, so wie der Vater wiederum Sorge trägt, daß des Sohnes sämmtliche Fischerleinen bereit stehen, wenn Hymens Bande allenfalls rasch geknüpft werden sollten.

Auf diese Art schlüpfen die Jahre so nach und nach dahin, das Haus ist frei, die Kinder versorgt. Nun nähert sich das Alter. Strapatzen aller Art, Gefahren ohne Zahl auf dem wilden Meere, schlaflose Nächte mit nassen Kleidern, Kälte und Hitze haben den Körper mürbe gemacht. Bei aller Sorgfalt, Mühe und Fleiß ist es ihm doch nicht gelungen, etwas für das Alter zu erübrigen. Obzwar mit dem sauer errungenen Verdienst auf das Strengste gespart worden, so war doch Alles wieder an der Aussteuer der Kinder darauf gegangen. Baares Geld ist daher nicht vorhanden, wovon sie im Alter leben können. Sieht dann der Mann sich vor Altersschwäche gezwungen, aus der Fischercompagnie auszutreten, alsdann steht er auch sogleich isolirt da, von allem Verdienst entblößt, ohne Aussichten, sein ferneres Fortkommen in seinen alten Tagen gesichert zu sehen, daher die meisten Fischer hier arm und hüflos in's Grab sinken. Denn hier sind keine Unterstützungsquellen vorhanden, welche die Bürde des Alters tragen helfen, wie sie sich in den Seestädten des Festlandes finden, wo alte ausgediente Seeleute entweder eine Aufseherstelle, oder Hafenarbeit und Hafenwachtposten, oder eine sonstige Anstellung oder Versorgung erhalten, welche ihren Fähigkeiten entspricht, und dann auch wohl nebenbei sich noch eines kleinen Jahrgehaltes

aus der sogenannten Seemanns- oder Schiffer-Casse zu erfreuen haben. Von dergleichen Einrichtungen ist hier bei uns nichts vorhanden. Wer sich hier selber nicht helfen kann, der fällt der Armuth anheim.

Diese hoffnungslosen Aussichten im Greisenalten beugen Geist und Gemüth nieder, und wenn man das Alles betrachtet, so kann man das Loos der Helgolander Fischer im Alter wohl ein trauriges nennen. Von Jugend auf dem unsichern Meere in einem kleinen, offenen Boote sich vertrauend, viele Meilen von der Insel entfernt, die brausenden Wogen muthvoll bekämpfend, Hab' und Gut in die Wagschale gelegt, oft seine Angelleinen des Meeres Grunde bei überraschendem Sturme zur Beute lassend, und leer zur Heimath flüchten müssend, Gott dankend, doch wenigstens das höchste Gut, nämlich das Leben gerettet zu haben — und dann der schmerzliche Gedanke, daß, wenn der Körper erschlafft, gefahrvolle und kühne Thaten auf dem Meere nicht mehr ausführbar sind und er daher der Fischerei Valet sagen muß, dann Mangel und Armuth mit Riesenschritten herannahen! Daß er also für alle Mühe und Anstrengung dennoch im Alter darben muß, welches unausbleiblich ist, und jeder Fischer sich vorstellen kann, falls er nicht früher dem Meere zur Beute wird. Das Alter aber kommt dem Fischer früh.

Zwischen dem fünzigsten und sechzigsten Jahre pflegen die Kräfte schon ziemlich abzunehmen, und es zeigen sich dann die Symptome des Alters, nämlich Rücken- und Bruchschäden, steife und gelähmte Hände und Füße, triefende Augen u. s. w. Wer daher in vorerwähnten Jahren noch von solchen Uebeln befreit ist, der muß sich eines sehr starken und robusten Körpers zu erfreuen haben. —

Obzwar die Fischerei mühevoll und schwer, und sehr oft auch mit großer Gefahr verbunden ist, so ist dieselbe doch außer der Badezeit die ergiebigste Nahrungsquelle, welche während ihres Bestehens Reiche und Arme sättigt; und wehe dem, welcher sich hier nicht für den Winter mit gesalzenen und getrockneten Fischen versehen hat. Zwar sind die Fischer sehr darauf bedacht, sich während der Fischfangzeit gehörig mit Fischen auf den Winter zu versorgen. Allein als im letztverflossenen Jahre, im Spätsommer, wie man es hier nennt, nämlich im Juli-Monat, gewitterartige Stürme die Fischerei zu früh lähmten, ging es doch Vielen sehr schlimm. Gewöhnlich nämlich um diese Jahreszeit, wenn die Fische wegen der Hitze, den Transport nach Hamburg und Bremen nicht vertragen können, werden dieselben hier getrocknet und eingesalzen, um im Winter die Brodtkammer offen zu halten. Nun hatten also wegen der gedachten Stürme im vo-

rigen Jahre nur wenige Fische hier eingesalzen werden können, und so stellte sich denn schon vor Ausgang des Decembermonats der Mangel sehr fühlbar ein, und eine große Anzahl Unbemittelter und Armer mußten sich mit zwei und drei Jahr alten Heringen behelfen, welche einige hiesige Spekulanten von Hamburg kommen ließen, und hier drei bis vier für einen Schilling verkauften. Wie armselig alsdann der Mittagstisch besetzt war, wenn solche Heeringe mit sogenannten Pellkartoffeln die ganze Mahlzeit ausmachten, läßt sich denken.

Betrübend ist es daher, daß sich die Anzahl der Fischerböte von Jahr zu Jahr vermindert, unsere Rhede immer unsicherer wird, und zugleich einige Fischerböte durch den, freien Spielraum gewinnenden Wellenschlag, vernichtet werden. Daher kommt es denn auch, daß hier mehrere junge Seeleute ohne Arbeit und Verdienst dastehen, da die Schniggen bis auf zwei herabgekommen, die Fischerböte um die Hälfte weniger sind als vormals, und die Anzahl der Bewohner sich immer vermehrt. So haben sich auch die fremden Handwerker in den letzten Jahren durch die neuen Bauten hier vermehrt, und sich hier nun angesiedelt, daher denn die Bevölkerung viel zahlreicher als früher und der Arbeit und Beschäftigung weniger geworden ist. Ja, es ist zu fürchten, daß nach Ver=

lauf von einigen Jahren auch das Seemännische Fach darunter leiden werde, denn obschon die junge Mannschaft muthvoll die Bahn ihrer Väter zu betreten wünscht, so können sie doch allmählig die dazu erforderlichen Mittel nicht mehr bestreiten, und gerathen so hinsichtlich ihres Brodterwerbes nothwendig in bedrängte und dürftige Umstände. Welche nachtheilige Folgen aber daraus entstehen werden, wenn Müssiggang unter einem sonst so thätigen Völkchen einreißt, ist leicht zu ersehen! Unfehlbar nur Laster und Armuth, die unsere Vorfahren nicht kannten, die aber die prachtliebende Jugend durch ihren unseligen Kleideraufwand und Modesucht bei dem jetzigen kärglichen Verdienst um so schneller herbeiführen wird. Wenn der stille, ernsthafte und sittliche Bewohner dieser Insel einen Blick auf die hiesige Jugend wirft, wie dieselbe sich ganz über ihren Stand und häusliche Umstände fast zügellos kleidet, und dann noch dazu nächtlicher Schwärmerei sich hingiebt, den friedlichen, arbeitsamen und thätigen, der Ruhe bedürfenden, im Schlafe stört, so kann ihn das Alles nur mit Traurigkeit erfüllen.

Auch hat sich hier die Trunksucht bei einigen Individuen eingeschlichen, so daß die hiesige Behörde sich hat in's Mittel legen müssen, damit dieses tödtende Gift des Branntweins nicht überhand nehme. Glücklicherweise sind

es nur Wenige, die diesem Laster fröhnen. Möge ein gutherziges, biederes Völkchen, wie die Badegäste es nennen, welches von jeher die alten Sitten der Vorfahren so treu bewahrt hat, von dieser Pest der Menschheit verschont bleiben. —

Kap. XI.

Das Lootsenwesen auf Helgoland. — Das Lootsenexamen. — Innere Einrichtung des Lootsenwesens. — Zahl der jedesmal absegelnden Lootsen. — Art und Weise ihrer Erwählung durch's Loos. — Accord mit dem Schiffscapitain des zu pilotirenden Schiffes. — Verbesserungsvorschläge des Autors. — Verläumdung der Helgolander Lootsen. — Frevelhaftes Benehmen eines Schiffscapitains im Jahre 1839. —

Die hiesigen jungen Leute, welche sich der Seefahrt widmen und von ihrem Schiffer einen Schein, mit dessen Namen unterschrieben, vorzeigen können, daß sie als „vollgültiger Mann" gefahren und von dem erworbenen Verdienst ihren vollen Antheil erhalten haben, wie er dem Schiffer selbst und der übrigen Mannschaft zu Theil wurde, und die ferner einen Schein von dem Prediger aus dem Geburtsorte beibringen, daß sie bereits das dreiundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben, — sind berechtigt, sich zum Lootsenexamen zu melden. Die Examinatoren sind **vier** erfahrene Lootsen und zwei Rathmänner, die ebenfalls Seeleute sein und früher das Lootsenexamen ab-

gelegt haben müssen, hier jedoch nur die Oberaufsicht bei Ablegung des Examens der jungen Männer zu führen haben.

Das Lootsenexamen ist streng und scharf. Oft werden die jungen Leute ermahnt, vorsichtig in ihren Antworten zu sein. Man läßt ihnen Zeit, um eine recht verwickelte Frage zu beantworten und sich erst recht zu besinnen, denn jeder Fehler von Bedeutung hat Durchfallen zur Folge, daher es sich oft ereignet, daß einer beim Examen ohnmächtig geworden ist. Die Examinatoren, sobald sie es merken, daß der junge Mann einige Furcht zeigt, nöthigen sie ihn, sich auf einen Stuhl zu setzen, offeriren ihm ein Glas Wein, und fangen gleichgültige Gespräche unter sich, einige Minuten hindurch an, bis der junge Mann sich erholt hat, alsdann wird fortgefahren. — Auffallend ist es, daß solche, die während des Examens sich fürchteten, auf dem Meere Heldenthaten verrichtet haben. Die Ursache glaube ich darin liegen zu sehen, daß ihnen das innere Gefühl der schweren Pflichten, die sie jetzt über sich zu nehmen gewilliget, etwas Zurückschreckendes hat, und daß der stille Ernst der sechs ehrwürdigen Männer, die auf jedes Wort lauschen, das aus dem Munde des jungen Mannes kommt, denselben in eine gewisse betäubende Verwirrung und Bestürzung

versetzt. Da ich selbst zweimal das Lootsenexamen abgelegt, nämlich für die Elbe und auch für die Weser, auch in meinen reiferen Jahren Lootsenexaminator gewesen bin, so kann ich um so mehr die beiden genannten Ursachen als richtig geltend machen.

Die Fragen beziehen sich bald auf den Wind, bald auf des Stromes Lauf, dessen Abänderung in Ebbe und Fluth, dessen schnelleren Lauf bei Neu- und Vollmond, die Tiefe des Meeres rund um die Insel und in der Nordsee, die Veränderungen des Meeresgrundes in allen Richtungen der benachbarten Flüsse, ob der Grund sandig, muddig, steinig oder kreidig ist, welches die gefährlichsten Sandbänke sind, u. s. w. Der Elblootse, sobald er auch Weserlootse werden will, muß alsdann noch ein zweites Examen vor vier Weserexaminatoren ablegen, jedoch kann keiner zum Weserexamen kommen, der nicht schon Elblootse ist.

Wenn ein Schiff um Lootsen oder sonstige Hülfe signalisirt, und die Flagge von dem Vordermast wehen läßt, so wird dies sogleich dem am Strande befindlichen Lootsenoffizier berichtet, und die Lootsen, welche am Strande anwesend sind, versammeln sich eiligst um eine

Jölle, die Tag nud Nacht in Bereitschaft gehalten wird, damit auf jeden Wink der Schiffe die Lootsen mit derselben nach dem Lootsenboot oder Schlupe, welche beständig auf der Rhede vor Anker liegt, hinfahren können. Bei der vorerwähnten Jölle wird geloset, jeder Lootse hat ein metallnes Lootsenzeichen, auf dessen einer Seite ein Mann mit einem Handloot — Senkblei und Leinen — in den Händen abgebildet, auf dessen Schulter die Nummer des Lootsen steht. Auf der Rückseite befindet sich der Namenszug unserer jetzigen Königin $\frac{R}{V}$ d. i. Victoria Regina I: Diese Lootsenzeichen werden in zwei Seekappen oder in zwei Segeltücher geworfen und aus jedem ein Zeichen herausgezogen und die gezogenen Nummern laut ausgerufen. Im Nu stehen diejenigen Lootsen, deren Nummern gezogen wurden, zu beiden Seiten der Jölle, mit ihnen der Eigner des Lootsenboots oder dessen Stellvertreter, als der neunte. Zugleich tritt der Lootsenofficier hervor, der ebenfalls durch das Loos unter den andern Officieren zum Ausfahren nach dem Schiffe berechtigt ist. Nun ist die Zahl zehn voll, die hier eine Börte genannt wird. Der Officier berichtet nun an die ihm zugesellten Lootsen, daß ein Schiff zu Süden oder Westen, Norden u. s. w., drei, vier oder wie viel Meilen es eben sind, von der Insel entfernt ist und daß ein Jeder

sich bereit halten müsse. Sogleich versorgt sich ein Jeder mit Seekappe und sonstigen Seekleidern. Ist aber das Schiff in der Nähe der Insel, dann wird in größter Eile ausgefahren.

Am Bord des Schiffes angelangt ist die erste Frage: Woher? und Wohin? ob Gesundheitspässe am Bord sind, und ob der Capitain Lootsen haben wolle. Sind alle Fagen befriedigend beantwortet, dann wird die Summe des Lootsengeldes gefordert, hoch oder niedrig, je nachdem Witterung und Jahreszeit günstig oder ungünstig sind. Der Capitain bietet den vierten, dritten Theil oder die Hälfte der geforderten Summe. Der Lootsenoffizier als Wortführer bietet dagegen Alles auf, um seine Forderung geltend zu machen, der Capitain spricht dagegen; oft gerathen beide in Hitze, worüber viel kostbare Zeit verloren geht, denn eine Stunde länger Tag, oder Fluth, kann Hab' und Gut und selbst Menschenleben in Sicherheit bringen, die nun durch solch' eine Verzögerung auf's Spiel gesetzt werden, darum räth der Lootsenoffizier dem Schiffscapitain zur schnellen Entschließung.

Ist nun endlich der Accord geschlossen, alsdann losen die zehn Mann, wer das Schiff zu pilotiren habe. Der Officier besitzt hierin kein Vorrecht, — obzwar der-

selbe mehr Verantwortlichkeit über sich hat, — ausgenommen wenn der Capitain ihn als Lootsen wählt. Denn jedem Schiffscapitain steht das Recht zu, sich einen von den zehn an Bord kommenden Mann als Lootsen auszuwählen.

Ist nun die Summe des Lootsengeldes wegen Sturmwetter, später Jahreszeit und langer Nächte hoch, und sind ein oder zwei Lootsen mehr erforderlich, alsdann werden diese Letzteren durch das Loos den Erwählten beigesellt. Die nach der Insel zurückkehrenden sieben, acht oder neun Lootsen, haben drei Thaler von der accordirten Summe unter sich zu theilen, wovon das Lootsenboot ebenfalls seinen Antheil erhält.

Der, oder diejenigen Lootsen, welche das Schiff pilotiren, haben die Bruttohälfte der Summe für sich. Es gehen aber davon ab: zu Cuxhaven für das Fischerboot, welches sie an's Land holt, für den Mann ein Mark, ferner die Zehrungskosten daselbst, eine mehr oder minder große Summe, je nachdem der Aufenthalt nothwendig ist; sodann die Rückfracht nach Helgoland, welche 1 Mark 8 Schilling beträgt; Predigergebühren zu Helgoland, für den Mann 12 Schilling, denn in so viel Theile die Hälfte getheilt wird, so viel Mal 12 Schilling erhält der Prediger. Die andere Hälfte fließt in die Lootsen-

kasse, und wird unter Diejenigen vertheilt, welche am Strande mit geloset oder nur die Hand auf die vorhin erwähnte Jölle gelegt haben. Diese Vertheilung bewahren die Lootsen als eines ihrer heiligsten Rechte, indem sie dadurch, wenn sie von Alterswegen oder sonst aus Gebrechlichkeit nicht mehr selbst lootsen können, nur die Hand auf die Jölle zu legen brauchen, und sich alsdann doch noch eines kleinen Antheils an der Summe des Lootsengeldes zu erfreuen haben. Hinsichtlich des vorhin erwähnten Accordes und des durch die dabei stattfindenden Verhandlungen verursachten Zeitverlustes, ist schon von unseren Voreltern eine Vorstellung bei einem hochlöblichen Rathe der freien Stadt Hamburg eingesendet worden, um eine feste Lootsentaxe zu bewirken, aber dies Gesuch wurde von einem hochedeln Rathe dazumal abgeschlagen. Vor fünfundzwanzig Jahren, als ich noch zur Landescommune gehörte, legte ich einen Plan zur Verbesserung des ganzen Lootsenfaches vor, nach welchem das Jahr in zwei Hälften getheilt werden sollte, nämlich vom 22. März bis 22. September, und von da bis zum 22. März, also 6 Frühlings- und Sommer-, und 6 Winter- und Herbstmonate. Jedes Schiff sollte, nach seinem Tiefgange im Wasser, im ersten Halbjahre für den Fuß zwei Thaler, und im letzteren Halbjahre für den Fuß vier

Thaler bis zur rothen Tonne*) zu entrichten haben. Aber leider fiel ich mit meinem Vorschlage in der damaligen Commune-Versammlung durch, und zwar aus dem angeführten Grunde, daß eine Lootsentaxe schon früher einmal von Hamburger Seiten abgeschlagen sei. Indessen hege ich noch immer die feste Ueberzeugung, daß jetzt, wenn nur eine Annäherung von Seiten unserer Lootsen Statt fände, der obige Vorschlag gewiß Beifall finden würde. Es sind ja hinsichtlich der Verbesserungen in der Schiffahrt seit 25 Jahren Riesenschritte gemacht worden. Sollte denn nicht ebenfalls das Lootsenwesen besser regulirt werden können?

Man wird mir vielleicht einwenden, daß man jetzt die Helgolander Lootsen nicht nöthig habe, indem fremde Lootsen durch Herumkreuzen genug vorhanden seien. Aber ich möchte fragen: ob dieselben auch im Winter, bei Sturm, Schnee und Eis zu haben sind? Kann man es deshalb den Helgolandern verargen, wenn dieselben im Winter überspannte Forderungen machen, und eine Art von Repressalien gebrauchen, da sie nur in der schlimmsten Zeit Nothhelfer sein sollen? Daher ist der Wunsch in mir entstanden, alle Theile befriedigt zu sehen,

*) Die rothe Tonne ist ein Schiffahrtszeichen an der Elb-Mündung. D. H.

dadurch, daß eine bestimmte Fußtaxe in's Leben treten könnte. Dann wäre erstlich das größte Uebel, nämlich der unselige Zeitverlust bei dem Accordiren gehoben. Denn sobald der Lootse an der Seite des Schiffes ist, kann dasselbe ohne Aufenthalt ferner seiner Bestimmung zueilen. Zweitens noch ein anderer Uebelstand, den das bisherige Verfahren nothwendig mit sich führt. Sehr oft ist es nämlich der Fall, daß durch das hartnäckige Accordiren der Capitain und der Lootse in Disharmonie gerathen; der Erstere hält dem Letzteren unter Drohungen das hohe Lootsengeld vor, und macht ihm Vorwürfe, noch ehe das Schiff in Sicherheit gebracht ist, so daß der Lootse leicht dadurch eingeschüchtert wird, zumal wenn er bedenkt, daß er sich unter fremden Menschen befindet, und daß, falls er einen Fehler begehen sollte, er ihn leicht mit dem Leben bezahlen dürfte. Diese Vorstellung allein ist hinreichend, den Lootsen mit Furcht und Bangen zu erfüllen, in einer Lage, wo statt dessen vielmehr die größte Gemüthsruhe, Energie und Entschlossenheit in ihm obwalten sollte, und wo, wenn ihm diese mangeln, sehr leicht gefehlt wird; und welche Folgen daraus entstehen, ist leicht zu berechnen, da Schiff und Ladung, ja selbst Menschenleben dadurch zu Grunde gehen mögen.

Drittens endlich ist es Thatsache, daß in früheren

Jahren unter Helgolander Lootsen Namen große und hohe Summen Lootsengeld für Pilotirung von Schiffen nach der Elbe bezahlt worden sind — für Schiffe, die nicht von Helgolandern pilotirt worden sind. Es wurde nämlich damals von Seiten Hamburgs bei unserem Magistrat schriftlich angefragt, ob solches Lootsengeld nach der Insel gekommen, und ob beifolgende Namen wirklich Helgolander Lootsen seien. Die hiesigen Rathmänner, hinlänglich überzeugt, berichteten, daß diese Namen wirklich Helgolander Lootsen angehörten, die über ein volles Jahr keine Schiffe als Lootsen pilotirt hätten, und doch im Monat August 400 Rthlr. Courant erhalten zu haben unterschrieben haben sollten, während dieselben nicht einmal ihren Namen zu schreiben verstanden, daß ferner hier im vorerwähnten Monat nur ein einziges Schiff um Lootsen vorgewesen, nämlich ein Norweger, der dreißig Thaler Lootsengeld nach der Elbe bezahlt habe.

Auf diese Weise kann man sehen, wie unserem Rufe auch in dieser Hinsicht von bösen Menschen frevelhaft mitgespielt worden ist,

Aber auch noch in anderem Wege haben unsere Lootsen mancherlei zu leiden.

Im Monat August des Jahres 1839 gewahrte

man am Strande zu Helgoland ein dreimastiges Schiff, zu Norden der Insel seinen Cours nehmend. Da bekanntlich nordwärts von der Insel gefährliche Klippen eine große Strecke vorwärts hinaus sich befinden, so eilten die Lootsen sogleich dem Schiffe zu, noch ehe es an den Vorsprung der besagteu Klippen gerathen und Schaden leiden konnte. Das Schiff hatte drei Flaggen, eine am Vordermast, die zweite am großen Mast und die dritte hinten am Schiffe wehen. Da man die drei Flaggen auf der Insel gewahrte, so glaubte man nicht anders, als daß das Schiff in Gefahr schwebe, und sich im sinkenden Zustande befinde. Eine große Anzahl Lootsen standen am Strande bereit, weil für den Fall, daß das erste Lootsenboot, welches dem Schiffe außerhalb der Klippen mit vollen Segeln entgegen eilte, Nothsignale machen würde, sogleich zur schnellen Rettung eine Menge Böte erforderlich sein würden. Es waltet nämlich hier die Einrichtung ob, daß, wenn ein Lootsenboot an der Seite des Schiffes angekommen ist, und die Signale vom Lootsenboot sich anders als vom Schiffe gestalten, alsdann mehr Boote und Mannschaft nachgesendet werden müssen, weil in solchem Falle die Gefahr als dringend erachtet wird.

Nun gewahrte man aber mit Erstaunen, als das

Lootsenboot sich dem Schiffe näherte, daß dieses letztere mehr in östlicher Richtung zu steuern begann und dem Lootsenboot auszuweichen schien. Allein das Lootsenboot segelte dem Schiffe nach, in der Meinung, daß der Capitain des Schiffes noch immer in Furcht schwebe, den Klippen zu nahe zu kommen, die jetzt schon weit hinter ihm lagen, so daß also keine Gefahr vorhanden, die verhindert hätte beizulegen und das Lootsenboot zu erwarten. — Endlich, als sie das Schiff noch immer nicht erreichen konnten, sondern dieses vielmehr dem Boote immermehr auswich, winkten die Lootsen mit ihren Hüten, um dadurch anzuzeigen, daß er beilegen möchte. Statt dessen machte das Schiff plötzlich mehr Segel und steuerte der Elbe zu, zum Erstaunen aller, die dieses Schauspiel mit ansahen. Das Lootsenboot mußte also unverrichteter Sache wieder umkehren, und drei deutsche Meilen gegen Wind und Strom kämpfend, langte es spät Abends bei der Insel wieder an.

Mit dem größten Unwillen äußerten die Lootsen am Strande ihre Klagan über ein solches frevelhaftes und übermüthiges Betragen von Seiten des Befehlshabers jenes Schiffes. Und ist es nicht ein Frevel, solche täuschende Neckereien sich bei einem Lootsenplatze, und namentlich bei Helgoland, zu erlauben, wo Jahr aus Jahr

ein Tausende von Schiffen vorbeisegeln? Und wehe dann einem solchen Schiffe, das wirklich in Noth sich befände und dieses Nothsignal machte, wenn die Lootsen dann erst die Frage beantwortet haben wollten, ob es mit dem Signale auch keine Spiegelfechterei sei. Und wer sollte dann diese Frage beantworten? etwa das Schiff selbst, wenn es hülflos dem Meere preis und zur Beute würde? Dann käme eine Antwort zu spät oder bliebe ganz aus. Aber die hiesigen Lootsen und ihre Officiere werden deshalben ihre Pflichten nicht versäumen, denn zwei Jahre liegen schon hinter diesem Ereignisse, wo mit der Lootsenflagge Uebermuth getrieben ward, aber nichts schreckt die Lootsen ab, wenn eine Flagge am Vordermast des Schiffes weht, alsdann sogleich zu Hülfe zu eilen, wenn anders der hohe Wogengang und die furchtbare Brandung um die Insel es zuläßt durch dieselbe zu kommen, wie dies auch von mir früher gezeigt worden ist.

Den 21. September 1840 signalisirte in der Nacht ein auf der Norderrhede vor Anker liegendes Schiff bei starkem Nordwestwinde um Hülfe. Die Lootsen machten sogleich Anstalten, dem Schiffe zu Hülfe zu eilen, und fuhren bald in einer Ruderchaluppe mit neunzehn Mann zu dem Schiffe hin. Hier hörten sie von dem Capitain, daß er eine bessere und sichere Stelle für sein Schiff zu

haben wünsche, welche indeß die Lootsen des umlaufenden Windes wegen nicht verschaffen konnten, da die hiesige Rhede mit stets veränderlichen Winden und Stürmen allenthalben unsicher sei.

Da der Capitain sie nun bat, sie möchten ihm die Schiffsanker untersuchen helfen, was er mit seiner Mannschaft bei dem anhaltenden Sturme nicht bewerkstelligen konnte, so machten die Lootsen sich an diese Arbeit, und wanden das eine Anker an Bord, und von dem zweiten die Hälfte der Kette, wo sie dann das an Bord gewundene Anker etwas abwärts vom zweiten wieder auf den Grund senkten, so daß beide Anker dienstthuend sein könnten. Nachdem sie das Schiff so postirt hatten, ließen sie zwei Lootsen an Bord und fuhren an Land. Hier hielten sie jedoch Wache am Strande, falls das Schiff bei dem anhaltenden Sturme und hohem Wogengange noch während der Nacht Nothsignale machen möchte. Und richtig zeigte um zwei Uhr das Schiff Nothsignale, und während die Lootsen im Ausfahren begriffen waren, war das Schiff schon von beiden Ankern losgerissen. Die an Bord befindlichen zwei Lootsen, als sie das Schiff im Treiben und mit Windesschnelle den Klippen zueilen sahen, mußten sie so schnell als möglich kleine Segel beisetzen, um der in jeder Minute größer werdenden Ge=

fahr zu entrinnen, und sowohl Schiff und Ladung, als Menschenleben zu retten. Sie entschlossen sich daher, das Schiff an die Südostseite, dem Strande so nahe wie möglich zu bringen, und dann von dem kleinen Nebenanker, in der Schiffersprache Worb- (Wurf-?) Anker, das Schiff so lange festzuhalten bis Hülfe käme. — Allein noch ehe sie den Zweck erreichten, wurden sie von einer ungeheuern Sturzwelle auf die Spitze des Vorlandes, welches den südöstlichen und den nördlichen Strand scheidet, geworfen, aber auch sogleich von der zunächst herannahenden Welle wieder davon abgeschleudert und trieben nun dem offenen Meere zu. Da kam die Ruderchaluppe mit zwanzig Mann ihnen zu Hülfe. Mit Blitzesschnelle wurde der kleine Anker geworfen, welcher aber wegen seiner Leichtigkeit nicht festhalten konnte. Da eilte das Ruderboot an's Land. Ein großes, schweres Anker und neue Ankertaue wurden in aller Eile vom Lande an Bord gebracht. Die zahlreichen Lootsen, die sich am Strande bei stürmischem Wetter aufhalten, und stets zu helfen bereit stehen, legten unaufgefordert Hand an, damit das Schiff gerettet würde, welches auch zur größten Freude der thätigen Lootsen gelang. Für alle Mühe und Anstrengung hatten sie vom Capitain nichts gefordert, son-

dern wünschten ihre Belohnung nur den Hamburger Seerechten gemäß beurtheilt zu sehen, die denn auch zu ihrer völligen Zufriedenheit erfolgte, welches sie mit Dank erkannt haben.

Kap. XII.

Eine Postfahrt von Helgoland nach Neuwerk zur Zeit der Continentalsperre.

Bei meiner Zurückkunft von England nach Helgoland im Jahre 1808, war die Fischercompagnie, zu welcher ich als Mitglied gehörte, mit der Postfahrt nach Neuwerk beschäftigt, und ich trat demzufolge auch in die Reihe derjenigen ein, welchen die Besorgung dieses damals sehr schwierigen und gefährlichen Geschäftes oblag.

Schwierig und gefährlich war es nämlich für uns in doppelter Hinsicht. Denn theils hatten wir bei diesen Fahrten in unseren kleinen offenen Chaluppen mit Sturm und Unwetter zu kämpfen, theils saßen uns die an der Küste stationirten französischen Kaper auf dem Nacken. Von mehreren solchen abenteuerlichen Fahrten will ich hier nur eine erzählen.

Da der häufige Verkehr, welche durch diese Postfahrten zwischen Helgoland und Neuwerk, zur Besorgung der

Englischen Briefe und Depeschen nach dem Continent, unterhalten wurde, den Franzosen nicht unbekannt bleiben konnte, so unternahmen sie manchmal Streifereien von Curhaven nach Neuwerk zu Pferde mit niedrigem Wasser, welcher Umstand unsere Postfahrten nur noch um so schwieriger machte, so daß wir oft Bedenken trugen, die Ueberfahrt zu wagen. Allein die Engländer, und insbesondere der Englische Konsul, drangen auf die Beförderung der Post nach Neuwerk, und unsere wiederholten Weigerungen halfen uns nichts. Denn die Engländer befehligten jetzt unsern Magistrat, eine Chaluppe mit Mannschaft zu diesem Zweck zu requiriren. So mußten wir denn dem höheren Befehl Folge leisten und die gefahrvolle Reise antreten. Auch wurde uns versprochen, daß ein Kriegsschiff uns zur Bedeckung mitgegeben werden sollte. Allein wie wenig dieses unserer Erwartung entsprach, davon sollten wir uns bald überzeugen, indem das Kriegsschiff wegen Unwetters eine volle deutsche Meile außerhalb der Elbmündung Posto faßte und dort Anker auswarf, so daß wir uns genöthigt sahen, allein nach Neuwerk zu segeln. Hier vermißten wir nun das gewöhnliche Signal, welches uns berichten sollte, ob wir frei landen könnten. Wir beschlossen daher, vorsichtig zu sein, und legten an der äußersten Spitze der Sandbank

an, welche bei niedrigem Wasser in Verbindung mit Neuwerk steht. Hier stieg ein Mann von meinen Gehülfen an's Land, und ging über die seichte Stelle nach Neuwerk. Glücklicherweise traf er unterwegs einen alten Mann mit Graben beschäftigt. Zu dem wendete er sich mit der Frage: wie es in Neuwerk aussehe. Der Alte über das Erscheinen des einzelnen fremden Mannes eben so sehr als über seine Frage erstaunt, richtete sogleich die Gegenfrage an ihn, was er auf Neuwerk machen wolle, und ob ihm seine Freiheit und sein Leben nicht lieb sei, indem die ganze Insel von Franzosen wimmle, die keine lebendige Seele zuließen, wenn es nicht ein Freund der Franzosen sei. Auf die Frage: ob alle Häuser auf der Insel von Militair besetzt seien, antwortete der alte Mann, daß nur eine kleine, einsam stehende Fischerhütte davon befreit sei. — Diese Nachricht brachte mein Gehülfe zu mir an Bord.

Was fangen wir nun an? war die Frage, die an mich gerichtet wurde.

Ich kann wohl sagen, mir war bei dieser Frage nicht wohl zu Muthe. Auf Neuwerk hatten wir Feinde. Die Elbe weiter hinauf zu segeln war uns nicht möglich, weil ein französischer Kaper hinter Neuwerk die Elbfahrt beobachtete. Zurück nach Helgoland zu segeln schien uns

ebenfalls nicht rathsam, da man unserer Aussage, daß wir gezwungen gewesen, unverrichteter Sache umzukehren, keinen Glauben beilegen würde, indem wir ja ein Kriegsschiff zur Bedeckung mit uns hatten, welches aber wie gesagt, so weit entfernt war, daß wir auf seinen Schutz uns gar nicht verlassen konnten.

In dieser Rathlosigkeit brachten wir den Tag hin, jeden Augenblick zur Flucht bereit, im Falle der Kaper, oder die Franzosen von Neuwerk aus uns beunruhigen würden. Doch beide Theile verhielten sich ruhig.

So kam die Nacht heran. Mit ihr wurde der Wind stärker, und die Gefahr, in der wir schwebten, immer bedrohlicher. Schon schlugen die Wellen unaufhaltsam über unser offenes Boot. Auf Neuwerk nördlich zu landen, war eine Tollkühnheit, die den Keckſten hätte bedenklich machen können. Nach Helgoland zurückzukehren, ohne die Post abgegeben zu haben, würde uns zum Verbrechen angerechnet worden sein. Wir entschlossen uns also, an der Südseite von Neuwerk zu landen, wenn es auch unser Leben kosten sollte, denn an der Nordseite zu landen, fanden wir ganz unmöglich, indem dort der französische Kaper postirt lag.

So zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, arbeiteten wir durch die hoch schäumenden Wellen hin, um

die Südseite der Insel zu gewinnen. Bald saßen wir auf den uns umgebenden Sandbänken fest, bald waren wir nahe daran, Schiffbruch zu leiden, indem unser Boot mehrere Male voll Wasser schlug, und wir unaufhörlich arbeiten mußten, dieses wieder auszuschöpfen. Endlich nach unsäglicher Mühe und Anstrengung gelang es uns, die Südseite der Insel zu erreichen.

Allein was hatten wir nun gewonnen? Der Gefahr, von den furchtbaren Wellen verschlungen zu werden, waren wir entgangen. Aber nun sollten wir landen, und welches Schicksal stand uns da bevor? Wenn wir entdeckt wurden, — und wie leicht konnte dies geschehen, da die Franzosen jede Stunde in der Nacht zu patroulliren und die Küste zu untersuchen pflegten, — was war unser Loos, wenn wir ihnen in die Hände fielen? Doch hier war nur rasche Entschlossenheit anwendbar. Ich zog daher meine Oberkleider aus, nahm mein mir anvertrautes Felleisen, in welchem die Briefe sich befanden, auf den Rücken und ging raschen Schrittes dem kleinen Fischerhause zu. Doch ehe ich die Hälfte des Weges zu meinem Bestimmungsort erreicht hatte, hörte ich ein Geräusch innerhalb des D e i c h e s, der mich vom dem Lande trennte. Indem ich nun außerhalb des Deichs, theils laufend, theils anf allen Vieren kriechend, fort zu kommen

suchte, wurde das Geräusch immer stärker, so daß ich es nicht für rathsam hielt, weiter zu gehen. Ich warf mich daher platt auf die Erde, und horchte mit gespannter Erwartung, was mir nun begegnen werde. Allein das Geräusch blieb in gleicher Entfernung. Manchmal schien es mir, als wenn viele Stimmen zugleich redeten, und dann wurde es wieder ganz stille. In dieser Lage konnte ich unmöglich bleiben, denn so stockfinster es um mich war, so daß ich oftmals in die ausgegrabenen Löcher fiel, so ließ doch die Angst und Furcht in der ich schwebte, mir keine Ruhe, das Ende abzuwarten. Ganz durchnäßt wie ich war, kroch ich allmählig den Deich hinan, um zu sehen, was innerhalb desselben vorginge. Zu meinem größten Erstaunen erblickte ich da eine große Anzahl Gänse, die durch den starken, anhaltenden Regen herausgelockt, sich in Pfützen badeten, und sich dabei wechselseitig mit ihrem Geschnatter unterhielten. Ich schämte mich meiner Angst, verwünschte die Gänse und lief nun spornstreichs weiter, immer dem genannten Fischerhause zu.

Aber ach! hier kam ich aus dem Regen nun wirklich in die Traufe. Denn so wie ich an das Fenster klopfte, erhoben der Mann und seine Frau, welche das Fischerhaus bewohnten, ein Geschrei, als wenn es im Feuer stände. Hier mußte ich meine ganze Besinnungs-

kraft zusammen nehmen, um zu meinem Ziele zu kommen. Anfänglich verlegte ich mich auf's Bitten, um eingelassen zu werden; da aber dieses nicht half, so drohte ich, sie Beide im Bette zu erschießen, wenn sie nicht sogleich öffnen wollten. Das half! Nun bat der Mann, um Gottes Willen nicht zu schießen; denn dadurch, wenn ich ihn auch verfehlte, würden die Franzosen aufmerksam werden, und uns über den Hals kommen. Ich sollte nur vor die Hausthür mich verfügen, alsdann wollte er zu mir kommen. Ich willfahrte seinem Verlangen und ging nach der Hausthür. Aber welcher Schreck. Der große Kettenhund war am Abend losgelassen worden, damit die Franzosen etwas Scheu vor ihrer Wohnung haben möchten. Statt deren fand ich armer Sünder mich daselbst ein. Der Hund sprang im Nu mit seinen Vorderfüßen mir gegen die Brust. Ich warf sogleich mein Felleisen auf die Erde, faßte den Hund, jung und stark wie ich damals war, mit beiden Händen an die Kehle, und hielt ihn aus Leibeskräften so lange fest, bis ihm der Athem verging. Denn jetzt galts, lieber unter die Franzosen zu gerathen, und Gefangenschaft oder noch härtere Strafe zu erleiden, als von einer wüthenden Bestie zum Krüppel gebissen zu werden. Endlich nach sehnsuchtsvollem Harren kam der Mann und befreite mich von dem Unthier. —

Nun, dachte ich, kannst du dir gütlich thun, und dann nach deinem Boot zurückkehren. Allein der Mann stellte mir sehr nachdrücklich vor, daß die verd— Franzosen vor einer halben Stunde trotz Wind und Wetter vor seinem Hause vorüber gallopirt wären, und daß sie nach einer halben Stunde sicher wieder kommen würden, wo dann die Gefahr entdeckt, zu werden, ganz nahe sei. Wir wechselten daher unsere Felleisen, wozu trotz aller Eile einige Zeit erforderlich war, da er das seinige eine Strecke weit von seiner Hütte im Sande vergraben hatte. In demselben Loche vergrub er nun das meinige, wobei ich ihm, so viel als thunlich, Hülfe leistete. Beim Abschiede gelobten wir, einander nicht zu verrathen, im Fall der Eine oder der Andere ertappt werden sollte, wobei ihm vorzüglich bange war, daß ich mein Boot vor Ablauf der halben Stunde nicht mehr wieder erreichen würde, und dann eine Beute der Franzosen werden müßte. Durch diese Warnung gespornt, lief ich über Dorn und Hecken zurück nach der mit meinen Gehülfen verabredeten Stelle, wo ich sie wieder aufsuchen sollte. Zu meinem größten Erstaunen fand ich sie da nicht. Voll Bestürzung lief ich bis an die Brust in's Wasser, rief aus Leibeskräften meine Leute mit Namen, aber Alles fruchtlos. Schreck, Angst, Furcht, ja beinahe Verzweiflung ergriff mich in

meiner Lage. Die Fluth, die Wellen strömten mit erneuter Kraft heran, und brachen sich unaufhörlich an den rund umher liegenden Sandbänken. Der Wind war doppelt so stark als zuvor geworden. Der Regen fiel Schlossenweise vom Himmel. Kein lebendes Wesen außer mir ließ sich sehn und hören, ausgenommen die Elemente, welche mit einander im Kampf begriffen schienen. Das Rauschen der Regenschlossen, welche vom Winde gepeitscht wurden, das furchtbare Tosen des ungeheuren Wellenschlages gegen die Sandbänke, die schreckliche Dunkelheit der Nacht, von Regen und Wind als ihren treuen Gefährten begleitet, Alles dieses steigerte in mir die Verzweiflung meiner Lage. Hinter mir der Feind, den die Gottheit selbst zu begünstigen schien, daß ich ihm nicht entrinnen sollte; vor mir das unabsehbar brausende Meer — wer vermag meine Lage zu schildern. Kaum mir selbst bewußt, was ich that, wadete ich im Wasser herum, und ließ meine Klagen in dem weiten Raume verfliegen. Da kreuzte sich der Blitz, über meinem Haupte krachte der Donner, der Blitz spielte auf der Oberfläche des Wassers und in demselben Augenblicke gewahrte ich ein schwarzes Pünktchen in einiger Entfernung von mir. „Das ist mein Boot!“ rief ich in der Angst meines Herzens, das ist sie, das muß sie sein. Hat je ein Sterb-

licher sich nach einem Blitzschlage gesehnt, so war ich es damals. Mit starrem Auge stand ich auf meinem Platze still, den forschenden Blick auf die Stelle des mir erschienenen Pünktchens geheftet, hoffend der Blitz würde noch einmal und recht hell, über das Meer kreuzen. Diese Hoffnung täuschte mich nicht. Der Blitz schlug auf einmal so stark, daß ich ganz deutlich den kleinen Mast auf unserem Boote gewahrte. Nun rasch an's Werk, rief es in mir. Und muthig begann ich den Zwischenraum zu durchwaten, der mich von meinem Boote trennte, obzwar die Wellen zum öftern über meinem Haupte zusammenschlugen, und das Wasser, welches mir zum Munde hineindrang, mein Geschrei, mit dem ich meinen Leuten zurief, erstickte. Aber nichts durfte mich abschrecken, das vorgesteckte Ziel mußte erreicht werden, oder ich war verloren. Endlich, endlich erreichte ich mein Boot, jedoch mit Zurücklassung meines Südwesters, der mir durch eine Welle vom Kopfe geschlagen wurde, als ich eben den Bootsrand fassen wollte. Einer von meinen Leuten faßte mich bei den Haaren, der Andere bei der Schulter, und so kam ich glücklich hinein.

Was fangen wir nun an? war die nächste Frage, deren Beantwortung mir viel Sorge machte. Ich hatte in der augenscheinlichsten Gefahr gar nicht daran gedacht,

wie wir wieder zwischen den Sandbänken hindurch kommen sollten. Meine Gefährten hatten mit mehr Muße an die bevorstehende Gefahr denken können, denn sie waren nicht nur von dem verabredeten Platze abgewichen, sondern hatten auch, um sich vor dem unaufhörlichen Regen zu schützen, das Anker ausgeworfen und sich unter die Segel verkrochen, wodurch ich leicht ein Raub der Wellen geworden wäre.

Was fangen wir nun an? so wiederholten meine Leute ihre Frage, da sie auf die erste keine Antwort erhalten hatten. „Zuerst ein Stück Brodt und einen Schluck Branntwein," war meine Antwort, dann wollen wir weiter sehen. Wer je in einer solchen, oder nur in einer ähnlichen Lage gewesen ist, der wird mir Glauben beimessen, wie köstlich solch ein Trunk zu einem Stück Brodt bei fast erstarrten Gliedern schmeckt. Diese frugale Kost labte und erquickte Geist und Körper. Ich fühlte mich von Neuem gestärkt und überlegte nun mit meinen Leuten, wie wir den gemeinschaftlichen Feinden nämlich den Franzosen und den Elementen entrinnen möchten. Der Schluß fiel dahin aus, daß wir wieder die Nordseite von Neuwerk zu gewinnen suchen müßten, in der Voraussetzung, daß der Kaper, der den vorigen Tag dort postirt war, seine Station nun in der Nacht wegen

des stürmischen Wetters verlassen haben müßte, und wir also dadurch einen größeren Vorsprung gewonnen haben würden, um die Elbe hinauf zu segeln, falls das ungestüme Wetter sich bei anbrechendem Tage legen würde. Wir setzten daher unsere kleinen Segel bei, arbeiteten uns mit aller Anstrengung zwischen Neuwerk und der großen Sandbank, welche Scharhörn heißt, hindurch, gewannen die sogenannte Hundeballje und gingen in deren Mündung, welche in die Elbe fließt, vor Anker. So zwischen Furcht und Hoffnung erwarteten wir den Tag, um zu sehen, ob der Kaper seinen Posten verlassen habe. In diesem Falle konnten wir noch etwas weiter die Elbe hinauf segeln, um besseren Schutz gegen den hohen Wogengang zu finden, dem wir an unserem Ankerplatze sehr ausgesetzt waren.

Allein auch in dieser Hoffnung wurden wir getäuscht, denn so wie der Tag anbrach, sahen wir zu unserm Schrekken, den Kaper hinter uns vor Anker liegen. Jedoch bei näherem Ermessen so weit von uns entfernt, daß wir außer dem Bereiche seiner Kanonen waren. Aber wir mußten stets auf unserer Hut sein, um falls er die Anker lichten würde, sofort ein Gleiches zu thun. Denn so unmöglich es schien aus der Elbe hinaus zu kommen und die hohe See zu gewinnen, im Fall der Kaper Jagd

auf uns machen sollte, eben so wenig konnten wir uns entschließen, uns von ihm nehmen zu lassen. Demzufolge be- befestigten wir zwei schwere Steine an dem Briefsack oder Felleisen, um dasselbe, sobald wir keinen Ausweg zu entkommen sähen, über Bord zu werfen, und lieber dem Meere anzuvertrauen, als es den Feinden zu überliefern. So blieben wir den ganzen Tag vor Anker liegen, ohne daß der Kaper etwas gegen uns unternahm oder unternehmen konnte. Die Nacht stand also wieder mit all' ihren Schrecknissen über uns, und noch immer zeigte sich keine Aussicht auf günstigere Witterung. Jedoch trösteten wir uns mit der Aussicht, daß der Kaper bei solchem ungestümen Wetter auch nichts gegen uns unternehmen könnte. So war der heftige Sturmwind auf der einen Seite unser Freund, indem er uns vor dem Kaper schützte, während er auf der andern uns jeden Augenblick in den Wellen zu begraben drohte.

Doch so wie banges Harren endlich zum Ziele führt, so auch hier. Denn so wie der mit Sehnsucht erwartete Morgen im Osten sich röthete, nahm der Wind allmählig ab. Wir krochen halb todt aus unsern Winkeln, worin wir uns versteckt hatten, wieder in Gottes freie Natur heraus, schauten das Tageslicht der Welt, zogen unser Anker auf, setzten unser Segel bei, und la-

virten die Elbe hinaus. So wie es völlig Tag geworden, hatten wir schon eine gute Strecke zurückgelegt, und den Kaper aus dem Gesicht verloren. Da der Wind noch immer gegen uns war, so lavirten wir nun, ohne daß uns etwas zustieß, glücklich nach Helgoland, wo wir gegen Abend anlangten, und das so schwer errungene Felleisen ablieferten.

Zet

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heikens, Hans Frank

Helgoland und die Helgolander Memorabilien des alten Helgolander Schiffscapitains Hans Frank Heikens

Oldenburg 1844

Germ.sp. 201 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10019414-4